



Hunt Institute for Botanical Documentation
5th Floor, Hunt Library
Carnegie Mellon University
4909 Frew Street
Pittsburgh, PA 15213-3890
Telephone: 412-268-2434
Email: huntinst@andrew.cmu.edu
Web site: www.huntbotanical.org

The Hunt Institute is committed to making its collections accessible for research. We are pleased to offer this digitized item.

Usage guidelines

We have provided this low-resolution, digitized version for research purposes. To inquire about publishing any images from this item, please contact the Institute.

Statement on harmful and offensive content

The Hunt Institute Archives contains hundreds of thousands of pages of historical content, writing and images, created by thousands of individuals connected to the botanical sciences. Due to the wide range of time and social context in which these materials were created, some of the collections contain material that reflect outdated, biased, offensive and possibly violent views, opinions and actions. The Hunt Institute for Botanical Documentation does not endorse the views expressed in these materials, which are inconsistent with our dedication to creating an inclusive, accessible and anti-discriminatory research environment. Archival records are historical documents, and the Hunt Institute keeps such records unaltered to maintain their integrity and to foster accountability for the actions and views of the collections' creators.

Many of the historical collections in the Hunt Institute Archives contain personal correspondence, notes, recollections and opinions, which may contain language, ideas or stereotypes that are offensive or harmful to others. These collections are maintained as records of the individuals involved and do not reflect the views or values of the Hunt Institute for Botanical Documentation or those of Carnegie Mellon University.

About the Institute

The Hunt Institute for Botanical Documentation, a research division of Carnegie Mellon University, specializes in the history of botany and all aspects of plant science and serves the international scientific community through research and documentation. To this end, the Institute acquires and maintains authoritative collections of books, plant images, manuscripts, portraits and data files, and provides publications and other modes of information service. The Institute meets the reference needs of botanists, biologists, historians, conservationists, librarians, bibliographers and the public at large, especially those concerned with any aspect of the North American flora.

Hunt Institute was dedicated in 1961 as the Rachel McMasters Miller Hunt Botanical Library, an international center for bibliographical research and service in the interests of botany and horticulture, as well as a center for the study of all aspects of the history of the plant sciences. By 1971 the Library's activities had so diversified that the name was changed to Hunt Institute for Botanical Documentation. Growth in collections and research projects led to the establishment of four programmatic departments: Archives, Art, Bibliography and the Library.

INHALT

Best Copy
Deegner

I	Die "Cheng Ho"
II	Die Drei Herrscher: Thakombau, Maafu, Victoria
III	Meine Savu Savu Plantage
IV	Zwischenspiel am Yanawai
V	Die Heissen Quellen
VI	Spione in Waina
VII	Die Drei R's (Reading, wRiting und aRithmetik)
VIII	Skolaven
IX	Nandavivatu, Bergeinsamkeit
X	Zwei Monate in einer Fischbrutanstalt
XI	Ein Junggeselle Erwirbt Eine Familie
XII	Haartrachten
XIII	Aloisio Adoptiert Einen Vater
XIV	Begräbnisse Vor Dem Hode
XV	"Kleine Väter", Vasus und Anere Verwandtschaften
XVI	Kannibalismus
XVII	Das Tambua
XVIII	Menschenrassen in der Südsee
XIX	Missionare
XX	Mbewunderungswertes Mbelo
XXI	Yangona, das Nationalgetränk
XXII	Fliegende Hunde
XXIII	Der Katechit Lingoric Kungalevu
XXIV	Vorbereitung zur Besteigung des Mt. Evans
XXV	Aloisio Wirbt für Ich-Weiss-Nicht
Index	

des Kapitäns und der Mannschaft bei dieser neuen Reise jedoch versagten sie ihre Gunst und unter dem neuen Kapitän und seiner Mannschaft herrschten die »Schutzheiligen« der Disharmonie und Uneinigkeit.

Frau Anne Archbold, die Besitzerin der Cheng Ho und Pate der Sammelexpedition, ist die Tochter des verstorbenen John D. Archbold und die Tante von Richard Archbold, der unlängst das Wildnis von Neu-Guinea mit dem Flugzeug erforschte. Nach Beendigung der ersten Cheng Ho-Expedition, die der berühmte Pflanzenforscher Dr. David Fairchild und seine Frau begleitet hatten, war Frau Archbold in ihr Heim nach Washington, D.C., zurückgekehrt. Die Dschunke liess sie bis zur Zusammenstellung der zweiten Expedition unter der Obhut eines neu engagierten Kapitäns in den Philippinen zurück.

Unsere Mannschaft bestand aus zwei weissen Jungen, einer Gruppe besserer, intelligenter Philippinos, die die Gelegenheit benutzen wollten die Welt kennenzulernen und wenig Lohn verlangten und einem samoanischen Häuptling, der den schwierigen Schwerttanz seines Volkes einmal in einem wohlbekannten Film vorgeführt hatte. Die Leute waren während der Abwesenheit von Frau Archbold vom neuen Kapitän angeheuert worden. Der Kapitän, ein kleiner, dicker, sehr eingebilddeter Weisser, zeigte seltenes Geschick in der Behandlung seiner Untergebenen. Um die Mannschaft leichter anzuheuern zu können hatte er ihnen einen übertrieben glühenden Bericht der kommenden Reise gegeben und ihnen sogar versprochen, dass die Cheng Ho Weihnachten im Hafen von New York sein würde. Stattdessen feierten wir Weihnachten in Bidschi!

Immer wenn die Katze fort ist, tanzen die Mäuse auf den Tischen... Auf der langen Reise von den Philippinen nach Suva gab es sehr schlechte Verpflegung und die Behandlung der farbigen Mannschaftsmitglieder war unter aller Kritik. Bei meiner Ankunft in Suva hörte ich Gerüchte über eine jüngst erfolgte Meuterei auf hoher See und erlebte dauernd Meutereien und Unzufriedenheiten, die so ausarteten, dass einmal sogar die Polizei in Suva eingesetzt werden musste. Ich als gerechtfertigter Reisender wurde dadurch

mit einer goldenen Haut anstatt mit einer weissen geboren war.

Trotzdem sich durch Frau Archbolds Ankunft die Behandlung der Mannschaft erheblich besserte, war unheilbarer Schaden entstanden. Weihnachten

kreuzten wir bei den Fidjisch-Inseln und die enttäuschte Mannschaft, die erwartet hatte Weihnachten im New Yorker Hafen zu feiern, plante, wie mir mein Assistent Ordenez mitteilte, das Schiff im nächsten amerikanischen Hafen zu verlassen. Da die Reise durch die Unzufriedenheit der Besatzung in Frage gestellt, ich aber, durch den Pflanzenreichtum der Inseln angeregt unbedingt möglichst viel sammeln wollte, bat ich Frau Archbold meine ^{mit} Forschungen auf Fidjisch beschränken zu dürfen. Dies bewilligte sie. So verliessen Ordenez und ich die Cheng Ho in der wunderschönen Bucht von Savu Savu, Insel von Vanua Levu. Trotzdem blieben wir weiterhin Mitglieder der Cheng Ho Expedition.

Nach meiner Rückkehr nach Hawaii, im Juli, traf ich mich mit Frau Archbold, um mit ihr über unsere verschiedenen Erlebnisse zu sprechen. Sie war begeistert, als sie hörte, dass ich ungefähr 2,100 Nummern von Fidjisch-Pflanzen gesammelt hatte, die meisten von ihnen in 15 bis 30 Duplikaten. Nach der Bearbeitung von Dr. Albert C. Smith und anderen Spezialisten wurden sie an führende Institute durch Dr. Elmer D. Merrill, Administrator der Botanischen Sammlungen und Direktor des Arnold Arboretums der Harvard Universität, und durch Dr. William J. Robbins, Direktor des New Yorker Botanischen Gartens, verteilt. Beide Institute hatten Mittel bewilligt, um mir bei meinen ausgedehnten Forschungen an Land zu helfen.

Nach meinem Weggang von der Cheng Ho in Fidjisch, machte Frau Archbold weitere unangenehme Erfahrungen, die in Diebstählen, Meutereien und Desertationen gipfelten. Darum entschloss sie sich später die Cheng Ho den Vereinigten Staaten unter der Bedingung zu übergeben, sie als Ausbildungsschiff in Annapolis für Seekadetten zu verwenden, damit die jungen Leute "am Seil" für den ältesten Schiffstyp der Welt ausgebildet werden können. Später änderten sich diese Pläne und der Auto

Original

INHALT

- I Die "Cheng Ho"
- II Die Drei Herrscher: Thakombau, Maafu, Victoria
- III Meine Savu Savu Plantage
- IV Zwischenspiel am Yanawai
- V Die Heissen Quellen
- VI Spione in Waina
- VII Die Drei R's (Reading, wRiting und aRithmetik)
- VIII Sklaven
- IX Nandarivatu, Bergeinsamkeit
- X Zwei Monate in einer Fischbrutanstalt
- XI Ein Junggeselle Erwirbt Eine Familie
- XII Haartrachten
- XIII Aloisio Adoptiert Einen Vater
- XIV Begräbnisse Vor Dem Moe
- XV "Kleine Väter", Vasus und Anere Verwandtschaften
- XVI Kannibalismus
- XVII ~~Das~~ Tambua
- XVIII Menschenrassen in der Südsee
- XIX Missionare
- XX Mbeunderungswertes Mbelo
- XXI Yangona, das Nationalgetränk
- XXII Fliegende Hunde
- XXIII Der Katschit Lingorio Kungalevu
- XXIV Vorbereitung zur Besteigung des Mt. Evans
- XXV Aloisio Wirbt für Ich-Weiss-Nicht
- Index

Kapitel I

Die Cheng Ho

Aus der friedlichen Zurückgezogenheit in meinem Hause an der Korallenküste von Oahu, Hawaii, riess mich ein Telegramm: »Dr. Merrill empfiehlt Sie zum Sammeln malenesischer Pflanzen, alle Unkosten an Bord der Jacht bezahlt.« gezeichnet Anne Archbold. Sechs Wochen später, im November, befanden sich mein philippinischer Assistent Emilio Grondona und ich schon mit unserer gesamten Ausrüstung an Bord der paläo-ähnlichen Cheng Ho im Hafen von Suva auf Fidschi.

Die Cheng Ho, eine Jacht-Dschunke, wurde in Hongkong von chinesischen Handwerkern unter der Leitung eines amerikanischen Schiffsbauingenieurs erbaut. Als Vorbild diente eine berühmte Dschunke des 15. Jahrhunderts, nur war der Nachbau mit allen Bequemlichkeiten der Neuzeit ausgestattet. Eine Inschrift im direkt bei Nanking gelegenen Tempel des Tien Fei, dem Schutzgott der Seeleute, besagt, dass das Originalschiff eines der fünfhundert Dschunken war, die einst dem Admiral Cheng Ho gehörten. Diese Schiffe unternahmen fünf- oder mehr Seereisen, so unter anderem auch bis nach Persien. Eines von ihnen brachte von Suez die erste Giraffe mit, die bis dahin noch nie in China gesehen worden war.

Die ungefähr 32 m lange und ca. 7 m breite Dschunke hat einen Tiefgang von 3,2 m und ist mit zwei 110 PS Dieselmotoren ausgerüstet. Die Bruttotonnage beträgt annähernd 135, die Nettotonnage ungefähr 100 Tonnen. Aus bornesischen Yakalholz erbaut, hat sie in ihr Innern handgeschnitzte Teak-, Camphor- und Sandelholzornamente. Ausserhalb der Schiffswand zeigt prächtige Malereien von Vögeln, umgeben von Wolken und Wasser, den Vogel Yei, und zwei Maler, die Götter der Einigkeit und Harmonie, die Sinnbilder für die Cheng Ho, darstellen. Auf den früheren Reisen wirkten die Götter heiligen zur Zufriedenheit

mit einer goldenen Haut anstatt mit einer weissen geboren war.

Trotzdem sich durch Frau Archbolds Ankunft die Behandlung der Mannschaft erheblich besserte, war unheilbarer Schaden entstanden. Weihnachten

kreuzten wir bei den Fidschi-Inseln und die enttäuschte Mannschaft, die erwartet hatte Weihnachten im New Yorker Hafen zu feiern, plante, wie mir mein Assistent Ordenez mitteilte, das Schiff im nächsten amerikanischen Hafen zu verlassen. Da die Reise durch die Unzufriedenheit der Besatzung in Frage gestellt, ich aber, durch den Pflanzenreichtum der Inseln angeregt unbedingt möglichst viel sammeln wollte, bat ich Frau Archbold meine st Forschungen auf Fidschi beschränken zu dürfen. Dies bewilligte sie. So verliessen Ordenez und ich die Cheng Ho in der wunderschönen Bucht von Savu Savu, Insel von Vanua Levu. Trotzdem blieben wir weiterhin Mitglieder der Cheng Ho Expedition.

Nach meiner Rückkehr nach Hawaii, im Juli, traf ich mich mit Frau Archbold, um mit ihr über unsere verschiedenen Erlebnisse zu sprechen. Sie war begeistert, als sie hörte, dass ich ungefähr 2,100 Nummern von Fidschi-Pflanzen gesammelt hatte, die meisten von ihnen in 15 bis 30 Duplikaten. Nach der Bearbeitung von Dr. Albert C. Smith und anderen Spezialisten wurden sie an führende Institute durch Dr. Elmer D. Merrill, Administrator der Botanischen Sammlungen und Direktor des Arnold Arboretums der Harvard Universität, und durch Dr. William J. Robbins, Direktor des New Yorker Botanischen Gartens, verteilt. Beide Institute hatten Mittel bewilligt, um mir bei meinen ausgedehnten Forschungen an Land zu helfen.

Nach meinem Weggang von der Cheng Ho in Fidschi, machte Frau Archbold weitere unangenehme Erfahrungen, die in Diebstählen, Meutereien und Desertationen gipfelten. Darum entschloss sie sich später die Cheng Ho den Vereinigten Staaten unter der Bedingung zu übergeben, sie als Ausbildungsschiff in Annapolis für Seekadetten zu verwenden, damit die jungen Leute am Seile für den ältesten Schiffstyp der Welt ausgebildet werden können. Später änderten sich diese Pläne und der Autor

Kaufte die Dschanke von Frau Archbold und gründete die "Cheng Ho Trading and Exploring Company, Ltd."

Fidschi ist praktisch das Spiegelbild von Hawaii Nei, wie man das gesamte Hawaiische Archipel mitunter nennt. Die Fidschi - Inseln liegen fast so weit südlich, wie die Hawaii - Inseln nördlich vom Äquator. Sie sind mit einem ähnlichen Klima gesegnet wie Hawaii, ihre starken ~~Kons~~ - Stürme, jedoch von der entgegengesetzten Richtung kommend, werden Hurrikane genannt. Während die Südwest - Seiten der Hawaii - Inseln zur Trockenheit neigen, sind es in Fidschi die nordwestlich gelegenen Lanastriche. Die windwärts gelegenen Inselseiten, abgekühlt durch den Wolken bringenden Passat sind feucht in beiden Archipela. Fidschi's Rasse Dschangel unterscheiden sich ^{in manchen} jedoch ~~in~~ von den Hawaiischen; sie sind freier von eingeschlepptem Unkraut und reichen gewöhnlich herunter bis an den Ozean; ^{die sie bringen die} viele Lienen ~~lassen~~ den Reisenden ^{sehr} oft Stolpern.

Der eingeborene Fidschier, von melanesischer Rasse, ist in Erscheinung und Gewohnheiten praktisch ein Hawaier mit negroidem Einschlag, der sich an seinem prachtvollen Haarschopf zeigt. Heute leben noch 100,000 dieser famosen, sauberen, liebenswürdigen und religiösen Volksrasse. Während der Eingeborenenherrschaft war der Durchschnittsfidschier wie der Hawaier, Halbsklave und Halbleibeigener, sein Eigentum, ja sogar seine Person, die seiner Ehefrau und Kinder waren den mehr oder weniger willkürlichen Anordnungen seines Häuptlings preisgegeben. Durch einen allmählichen politischen Entwicklungsprozess hat sich der Hawaier frei gemacht und heute ist er so frei wie jede andere Rasse in Hawaii. Mit diesem Geschenk der Freiheit haben sie sich einen beneidenswerten Stand auf ihren Inseln geschaffen. Der Fidschier dagegen ist noch immer, wie ich später zeigen werde ein Gefangener in den engen Grenzen seiner Inseln. Ja, er darf nicht einmal sein Dorf ohne Erlaubnis verlassen. Er ist kein Sklave mehr, aber noch heute im zwanzigsten Jahrhundert ein nur teilweise freier Peone, beschränkt durch besonders strenge Gesetze, die auf den weissen Residenten

nicht anwendbar sind. Die fortschrittliche Entwicklung geht nicht so schnell im mittelalterlichen Fidschi wie sie es in Hawaii im Zwanzigsten Jahrhundert tat, das zeitigte das traurige Ergebnis, dass die unglücklichen Naturkinder widerspenstig und unzufrieden sind. Die altmodischen Inseln sind oft wirklich jämmerlich hinter der Zeit zurückgeblieben, wie zum Beispiel in sanitärer Hinsicht.

Vor Frau Archbolds Eintreffen in Fidschi beschloss ich unehren unfreiwillig in die Länge gezogenen Aufenthalt in der Hauptstadt von Suva zum Pflanzensammeln in der Nähe der Stadt zu benutzen. Ordenez und ich verbrachten einige Tage damit pantropische Unkräuter und Zierpflanzen in den Strassen der Stadt und in den Gärten zu sammeln. Dabei musste ich feststellen, dass über 150 Arten hier wuchsen, die ich bereits schon in der illustrierten Ausgabe meiner Flora Hawaiiensis gedruckt hatte. Als nächstes wünschte ich weiter vor die Stadt zu gehen, um so viel wie möglich endemische, d.h. nur dort vorkommende Pflanzen, sammeln zu können. Man riet mir, mein Glück in der Nähe der Wasserpumpstation von Suva zu versuchen. Wirmieteten ein Auto, das ein gewchwätziger und quengelader Ostinder fuhr, und erreichten bald, beladen mit Pflanzenpressen Säcken, in denen sich unser Lunch befand, einer Feldflasche Wasser und einem Fotoapparat unseren Bestimmungsort. Ich bezahlte den Inder und bat ihn uns am Nachmittag gegen 5 Uhr abzuholen.

Als Ausländer in Kriegszeiten auf Fidschi durften wir gemäss amtlicher Bestimmung die Cheng Ho nicht verlassen, wenn wir einen Fotoapparat bei uns trugen. Da man uns aber als harmlos kannte, milderte man diese Bestimmung; wir durften nur keine Aufnahmen machen, die irgendwelchen militärischen Wert hatten. Um nicht Gefahr zu laufen mit den Vertretern des Gesetzes zu kollidieren, trugen wir keine Kamera in der Öffentlichkeit; auch machten wir nicht so viele Aufnahmen wie wir uns eigentlich wünschten. Durch Kauf von Bildern von den Berufsfotografen in Suva, durch Austausch mit meinen Kollegen auf der Dschunke und durch viele Freunde konnte ich jedoch meine private Kollektion abrunden und hatte so eine gute Bilderreihe vom heutigen Fidschi. *zusammenstellen.*

Am Eingang der Pumpstation engagierte ich zwei neun Jahre alte Fidschier unser Fast leeres Gepäck zu tragen. Ordenez nahm die Kamera und machte ein Bild von den Jungen und mir, als wir den Hügel zum Fluss hinunter gingen. Der Dschungel war reich an interessanten Pflanzen und wir konnten eine Menge Exemplare sammeln. Nahe der Pumpstation standen zu meinem Erstaunen viele Lotospflanzen mit aufrecht stehenden, schalenförmigen Blättern. Aber anstatt im Wasser zu wachsen, bedeckten diese Pflanzen dicht einen steilen, trockenen Abhang. Beim näherkommen entdeckte ich, dass die Blätter in gleiche Hälften geteilt, am Rande tief eingeschnitten und im Aussehen der Lotos garnicht mehr ähnlich waren. Sorgfältige Beobachtung zeigte nackte Sporenbehälter, ein Farn also, wie ich feststellte, Dipteris conjugata. Jeder Farnwedel, ca. 75 cm im Durchmesser, war so ornamental und ungewöhnlich im Aussehen, dass ich reichlich Material nahm.

Als wir den Fluss erreichten, beschlossen wir bald die meiste Zeit in ihm zu wandern. Der Fluss mit oft 10 bis 20 m Breite hatte Felsengrund und führte nur wenig Wasser, ca. 30 cm Tiefe. Mit verhältnismässig wenig unangenehmen Spalten und Löchern war er dem Klettern über gestürzte Bäume und dem Beiseitedrücken des dichten Dschungelgestrüpps entlang der steilen Uferstrecke beladen mit Pflanzenpressen und den schon gesammelten Exemplaren bei weitem vorzuziehen. Unseren jungen Fidschiern sank bald der Mut und sie waren froh, mit ein paar Münzen in den blossen Händen nach Hause gehen zu dürfen. Wir gingen langsam stromaufwärts, sammelten Blumen- oder fruchttragende 30 bis 60 cm lange Zweige, die über das Wasser hingen, interessante, auf den Bäumen wachsende Orchideen, Farne und andere Pflanzen, die an den Moosbedeckten Zweigen der Bäume lebten, gelegentlich auch ⁱⁿ Käuter und Sträucher auf dem Waldboden. Das ständige Einlegen unserer Funde hielt uns so auf, dass uns bald ein Trupp junger Fidschier überholte. Mich als weissen Mann grüssten sie ehrfurchtsvoll und liessen mich erst vollkommen allein. Ordenez jedoch, als farbiger Typ, den sie anscheinend nie vorher gesehen, erregte ihre Aufmerksamkeit und er, mehr an Menschen als an Pflanzen interessiert, liess sich

in eine lebhaftere Unterhaltung mit ihnen ein. Ein freundlicher junger Mann, Simeon ⁽²⁾ genannt, bot mir nach meiner freundlichen, entwerfenden Konversation an, die lästige Pflanzeapresse für mich zu tragen. Dies half mir enorm beim Pflanzensammeln. Simeon und ich gingen gewöhnlich voran, während die zurückbleibenden Fidschier ungefähr 10 m hinterhertrabten, gefangen von Ordones Erzählungen vom fernen Hawaii und von amerikanischer Lebensweise. Mit meinem kaputten, aber würdevoll aussehenden Tropenhelm ging ich des Flussbett entlang, achtete ~~mir~~ nachlässig auf den "Weg" und ~~mehr~~ passte nur auf die überhängenden Pflanzen auf, damit mit ja keine Kostbarkeit entgehen könnte. ~~So~~ trat ich fehl und mit den Augen noch an einem Orchideen bedeckten Zweig hängend, ~~bei~~ Arme voller Pflanzen versank ich sanft bis zu den Knien in einem tiefen Wasserloch. Es tat mir nichts, aber die jungen Fidschier schienen entsetzt zu sein, einen Papalagi, ^{§§} einen weissen Mann oder Mann des Himmels, fallen zu sehen. Fast alle eilten sie herbei, um mir aufzuhelfen. Noch vor einer Generation fielen alle Leute nieder, wenn ihr Häuptling zu Fall kam; das war ein Zeichen der Ehrerbietung. Petiti § Aus verständlichen Gründen werden die richtigen Namen nicht genannt.

§§ Der weisse Mann wurde früher Mann des Himmels genannt, weil er über den Horizont kam, wo der Himmel den Ozean berührt.

Ich amüsierte mich über das Getue der Jünglinge um mich und war beschämt, mich wie eine junge Dame behandelt zu sehen. Fidschier sind wirklich von Natur aus Gentlemen. Von jetzt an benahm ich mich etwas vorsichtiger bei meiner Suche nach überhängenden Luftpflanzen. Neben Simeon, der an diesem Tage mein bester Volontärsassistent war, kletterten auch noch einige andere Fidschier auf die Bäume, um Luftpflanze für mich herunter zu holen, oder sammelten prächtige Bodenpflanzen, die ihre Aufmerksamkeit erregten. Unter anderen ungewöhnlichen oder interessanter Exemplaren fanden wir eine grosse grobe Orchidee, die von L.O. Williams als neu beschrieben wurde und den Namen Acanthophippium vitiense erhielt. Sie wuchs nicht weit vom Fluss in sehr moorigem Boden, ~~dass~~ Ich mehrere Zoll tief ~~ein~~ ⁱⁿ, als ich sie aus der Erde ziehen wollte. Sie hatte grosse, breite Blätter und nicht

so prächtige und herrliche Blüten, wie man es sonst von den tropischen Orchideen allgemein erwartet, sondern eine Menge mattgelber Blüten mit rotbraunen Streifen. Die Pflanze interessierte botanisch, weil der ⁿ ~~is~~ertste bekannte Standort dieser Gattung ungefähr 3,200 km ostwärts von Neu-Guinea liegt. Ich verschob diesen Standort um noch einige Kilometer weiter weiter nach Osten, als ich am 2. Januar an den dicht bewaldeten Hängen vom Uluinabathi-Berge, Insel von Vanua Levu, ein weiteres Exemplar fand.

Eine andere interessante, auf Bäumen lebende Orchidee, der Wissenschaft schon bekannt, - ich muss sie Saccolabium constrictum in Ermangelung eines gebräuchlichen deutschen Namens nennen, - hatte einen ziemlich kurzen kräftigen Stiel, einige lederne, riemenartig geformte Blätter und tief purpur-rosa-farbene Blüten, angeordnet in länglichen Trauben und schlanke, starre, gut entwickelte Wurzeln ohne Chlorophyll. Eigentlich keine aussergewöhnlichen Merkmale, aber anstatt fest mit ihren Wurzeln an der Seite des Baumes oder an den Ästen zu sitzen, sah es ~~es~~ aus, als ob sie sich auf 5 bis 10 cm langen Stelzen sachte davon schlich; ein possierlicher Anblick. Mehrere Male sah ich diese Art, immer hoch über ihrem eigentlichen Sitz, irgend einem aufrechten Baumstamm, in den Lüften schwebend, im schattigen Wald. Manchmal hatte sie auch, wie in Rewasa, weisse Blüten. Die Fidschier, die dort den Ra-Dialekt sprechen, nennen sie papara. Sie geben aber diesen Namen praktisch allen Orchideen.

Längs des Flusses entdeckten wir einen kleinen Baum, den Simeon unter dem Namen nunga kannte. Er trug kleine, grünlich-gelbe Blüten, und eine breite längliche, ungefähr 2 bis 3 cm grosse Frucht mit einem holzigen unregelmässigen Stein. Diesen und noch einen zweiten Baum, den Orionez und ich später in Savu Savu Gebiet von Vanua Levu fanden, beschrieb R. A. Howard als die neue Art Citronella vitiensis, zur kleinen Familie der Isacinaceae gehörend. Diese Pflanze und ihre Verwandten liefern nicht, wie man annehmen könnte, das Citronella-Gel. Das unter diesem Namen in

den Handel kommende Oel wird aus bestimmten orientalischen Früchten gewonnen. Vielleicht hat auch diese Fidschi-Citronella irgend einen verborgenen Wert in sich, den organische Chemiker in späteren Jahren entdecken. Eine nah verwandte Art ^{in Südamerika} (zum Beispiel liefert den Eingeborenen eine Sorte "Mate" oder Tee. Vielleicht besitzt Citronelle vitiensis ähnliche Qualitäten.

~~Miksexmikex~~
Nach einiger Zeit erreichten wir eine schwierig zu umgehende kleine Kaskade und einen Wasserfall. Müde, erschöpft und mit Pflanzen überladen, für den Rückweg erwarteten uns zahlreiche Pflanzenbündel hier und dort, entlang des Flusslaufes zum Mitnehmen, setzten wir uns zu einer Rast nieder. In unserem Ruheplatz, einer Schlucht, steigt das Wasser während der Überschwemmungen bis zu einem Meter hoch. Jedoch, anstatt der Vegetation zu sein, bedeckte den Boden ein Zwerggeträch, der eine Menge 30 - 60 cm hoher Schösslinge aufwies. Ich hielt diese kaum verzweigte Pflanze für zu jung, und deshalb wertlos zum Sammeln. Bei näherem Hinsehen musste ich feststellen, dass ich eine merkwürdige, zwergartige Feige vor mir hatte. Sie kam zur Reife, wenn sie nur ungefähr 30 cm Höhe erreichte und gedieh auch unter den harten Bedingungen, denen sie die Überflutungen aussetzten. Zweige, Blätter und andere Trümmer, heftig herniedergerissen durch Sturzwellen waren noch in den oberen Blättern verflochten. Diese Feige (Ficus bambusaefolia) wurde zum ersten Mal von Berthold Seemann, der ihren Eingeborenennamen als ^lLoselose ^{my}kwai ^{my}angab, wissenschaftlich beschrieben. Wright nennt sie nach Mbus-Dialekt drokenigata. Die Feige wuchs in einer Nische, der Umgebung angepasst und zwar namentlich an Orte, die einer kurzen Überschwemmungsperiode ausgesetzt waren. Interessant muss hier die Befruchtung sein. Sicherlich ist eine kleine Wespe, - eine bestimmte Wespenart ist mit einer bestimmten Ficusart vergesellschaftet, die die Befruchtung an dieser Feige bewirkt, auch speziell diesen Lebensbedingungen angepasst und kann die Gefahr des ^{Ertrinkens} ~~Ertrinkens~~

vermeiden.

Simson und Ordóñez wurden während des Tages gute Freunde und diskutierten ausser Hörweite über die weisse Rasse, ein für den Philippino aussergewöhnlich wichtiges Thema, hatte er doch erst kürzlich unter ^(der rohen) Behandlung der Weissen zu leiden. Später, als Simeon für mich Pflanzen suchte, erzählte mir Ordóñez noch ganz erregt einige Höhepunkte aus Simeons Leber. Dieser kluge Junge, lernbegierig, mit Wunsch nach guter Schulbildung, die ihm wegen seiner Rassenzugehörigkeit versagt war, musste als schlecht bezahlter Handwerksgehilfe sein Leben fristen. Als versetzter ^{Ne} Kai viti (Eingeborener) lag keine Zukunft vor ihm. Er fasste seine Meinung mit den Worten zusammen: "die Engländer sind schrecklich" womit er eigentlich ganz allgemein die Angehörigen der weissen Rasse meinte. Ordóñez musste ihm leider ~~beipflichten~~ durch seine Erfahrungen, die er auf Fidschi ^{so} sammeln ~~musste~~, beipflichten.

Um Simeons harte Kritik an meiner Rasse zu massigen bot ich ihm freundlich an, seine tatkräftige Hilfe während des Tages zu bezahlen; seine Gefährten waren schon längst nach Hause gezogen. ^{weil} Er wollte kein Geld annehmen, ~~so~~ glaubte ich, dass eine persönliche Führung auf der Cheng Ho der richtige Lohn für ihn sein würde. Als das Taxi um 5 Uhr ankam, liess ich Ordóñez neben dem Chauffeur Platz nehmen, während Simeon geschmeichelt und verblüfft neben mir, dem gefürchteten und "schrecklichen" Weissen sitzend in Suva einfuhr. Wir trennten uns in der Nähe des Kais, ^{Ordóñez} verabredete mit ihm, dass ^{er} ihn um 7 Uhr zur Besichtigung auf die Jacht holen würde. Als Simeon dann, bekleidet mit seiner besten ^S Sala, oder Sarong, und Hemd auf die Cheng Ho kam, war ich erfreut, seine Reaktionen zu beobachten, ^{als} ~~nach~~ ^{er} die nautischen Wandererstaune ~~ad~~ und hoch erfreut betrachtete. Nach einem Abendessen im Mannschaftsquartier ging er nach Hause, sicherlich ein etwas glücklicherer und klügerer Jüngling.

Tucker Abbott, einer meiner Kollegen, ebenfalls Gast von Frau Archbold, kam von Harvard, ^{und} ~~er~~ arbeitete an der Erforschung der Muscheln. Oft ankerten wir die Cheng Ho bei Ebbe, um Abbott Gelegenheit zu geben mit dem Dinghi (^{und} Beiboot) seine Kostbarkeiten mit Hilfe seiner Glasbodenbox auf dem seichten, teilweise trocken liegenden Korallenriff zu jagen. Es ist nicht genug tote Muscheln zu sammeln, die meistens von der ewig schlagenden und rollenden Brandung zerkratzt und zertrümmert sind; wichtiger ist die lebende Muschel. Verbleiben aber die weichen, fleischigen Teile drinnen, können sie sehr leicht den Glanz der Muschel zerstören und die feineren Einzelheiten vernichten. Deshalb haben die Weichtierforscher verschiedene Methoden ausgearbeitet, um diese Zerstörung zu verhindern. Abbott z. B. brachte ^l Salzwasserexemplare zur Abtötung in Süßwasser und ²⁰⁰⁰ löste dann das Fleisch vorsichtig heraus. ~~Einige~~ Andere Sorten vergrub er für einige Tage in Sandkisten; dies verhinderte nicht nur die chemische Zersetzung der Muschel, sondern beugt auch einem entsetzlichen Gestank vor, ~~der~~ dessen faulende Muscheln auf sonnenverbrannten Schlammflächen bei Ebbe erinnert. Wenn das Tier tot war, sammelte Abbott seine Haarnadeln, Pinzetten, Schuhknöpfe und geschärften Grundangelhaken zusammen und setzte sich auf die unterste Stufe der Jakobsleiter, um ^l ~~gemächlich~~ die stinkende, ~~wässrige~~ Flüssigkeit aus den Muschel zu entfernen. Oft sass er dort, seine Füße im warmen, ultramarinblauen Wasser baumelnd, in seine Beschäftigung versunken, die Muscheln von jedem Partikelchen fleischlicher Bestandteile zu säubern und sie in den klatschenden, ^{den} schlagen Wogen rein zu waschen. Die Ruhe und Gemütlichkeit wurde ihm gründlich verderben, als eines Tages plötzlich aus der Tiefe unter ihm ein neugieriger und hungriger 1 m langer Haifisch erschien, ^{und} augenscheinlich angelockt durch den Geruch von faulem Muschelfleisch und Bewegungen von Abbotts weissen Armen und Beinen im Wasser. Seit dieser Zeit wusch Abbott seine Exemplare nur noch in einem Bottich an Deck.

Anfangs Dezember segelten wir um Viti Levu. Mit Kapitän Williams, einen alten Seebären als Lotsen, der die Achtung der Mannschaft durch seine kurzen Kommandos errang, anstatt sie zur Wut zu reizen, rauschte die Cheng Ho durch die armselig kartographierten Labyrinth der gebrochenen Riffbarrieren. Mitunter entfalteten wir unsere Hannaroten, malerischen Segel und trieben vor dem Winde; andere Male benutzten wir gleichzeitig Segel und Dieselmotor um beide zu unserem Vorteil ausnutzen zu können. Bei wechsellenden Windrichtungen aber mussten unsere Motoren allein herhalten. Als die Hurrikan-Saison nahte, beobachtete unser wetterkundiger Lotse oft das Barometer, dass in den Heimen der Kolonialleute so allgemein ist, wie bei uns das Thermometer. Schliesslich zeigte das Instrument das Nahen einer grösseren atmosphärischen Störung an und, obwohl die Dschunke vollkommen seetüchtig ist, brachten einige Strömungen zwischen den Inseln sie so zum Schlingern dass wir und sogar der Kapitän seekrank wurden. Lotse Williams und der Kapitän entschlossen sich daher, den drohenden Orkan festverankert in der Bucht von Viti Levu abzuwarten.

Als die Cheng Ho bei dem Dorf Nanukuloa am 9. Dezember vor Anker lag, brachte Frau Archbold zwei barfüssige Fidschier mit an Bord, die sie zum Tee eingeladen hatte. Sie Stellte sie mir als Ratn Charlie und seinen Bruder Dr. Dovi vor. Die beiden farbigen Herren beeindruckten mich sofort durch ihr kultiviertes Betragen und ihre interessante Konversation. Im Verlaufe der Teestunde entfernten sich einige von unseren Expeditionsmitgliedern, um ihren eigenen Interessen nachzugehen. Der Kapitän und ein Ausländer, mehr Briten als Amerikaner, verblieben. Frau Archbold, John Swingle dem Fotografen und mir gefielen unsere Gäste. In dem Gefühl, sie würden wegen ihrer Hautfarbe von einigen Gästen geschnitten, zollte ich ihnen besondere Aufmerksamkeit. Nach dem Tee trennten wir uns als gute Freunde;

Friday, September 6

10 13

9

10

11

12

1

2

3

4

5

Saturday, September 7

9

10

11

12

1

2

3

4

5

könnte, Ordonez, wenn nicht anders möglich im Hospital unterzubringen. Er riet mir, mein Glück im Melbourne - Hotel einem zweistöckigen, bescheidenen Gebäude, zu versuchen. Es sah sauber aus, ausgenommen ein Teil des Erdgeschosses, einer ^{Diese war} Schenke, besucht von Wüstlingen, Alkoholsaufenden, weissen Kolonisten und einigen gesunden, rotgesichtigen, vollblütigen australischen Soldaten, die eifrig bestrebten ihr Heimweh und Angsträume von kommenden Schlächten in fernen Ländern im Bier zu ertränken.

Bisher nur solange ~~von~~ freundlich von Wirten in Suva behandelt, bis ich die Anwesenheit des Philippinos erwähnte, näherte ich mich dem weisshaarigen Herrn Moore, dem Eigentümer vom Melbourne und nannte Ordonez um Zeit zu sparen zuerst um sofort eine definitive Antwort zu bekommen. Ich erzählte ihm, dass ich Botaniker auf Frau Archbolds Cheng Ho sei. Mein wohlerzogener, sauberer ^{Philippino} einer längeren ärztlichen Zahnbehandlung bedürfe, ich von einem Hotel zum anderen gelaufen wäre um zwei Zimmer für die Zeit für und zu bekommen und ich nach den vielen Absagen nun glaube, dass es nicht erlaubt sei, einen Farbigen zu beherbergen. Ob er uns aufnehmen könne, wenn der Philippino in seinem Zimmer verbleiben würde, anstatt seine Mahlzeiten im Hauptspeiseraum einzunehmen. Moore, ^{etwas} ~~pathetisch~~ ^{angenehm}, erwiderte dass ER das Melbourne leite und jeden aufnehmen könne, den ER als Gast wünsche. Ich sollte meinen Philippino bringen, selbstverständlich könne er im Speisessal essen. Dieser Wirt war erfrischend in seinen Ansichten, sein Verhalten ein Lichtstrahl in einem unwissenden, bigotten Land. Ich holte Ordonez mit einem Auto. Weil er noch immer schwach war, musste der Kellner ihm das Essen für anderthalb Tag auf sein Zimmer bringen.

Ich ass im vollbesetzten Speisessal; es gab ~~stark~~ Steak. Gewarnt durch Erfahrungen, die ich damit in Fidschi gemacht hatte, es schmeckte mehr nach gekochtem Suppenfleisch

als nach saftigem Steak, bestellte ich extra bei dem ostindischen Kellner, dass ich mein Steak halbroh wünsche. "Was sagten sie Herr"?..."Ich möchte mein Steak halb roh, roh, ROH haben!" Sein Gesicht war verwirrt." Ich wünsche mein Steak blutig, blutig, BLUTIG!" Erschrocken verliess mich der Kellner. Ehe er wieder erschien, gab mir ein Fremder am Tisch den Rat ich solle "halbdurchgebraten" sagen; der Ausdruck "blutig" gelte in britischen Gegenden als unzünftig!

In der Hotelhalle traf ich meinen Fidschier Freund den grossen, kräftig gebauten Ratu Charlie wieder. Er trug den Stengel einer Sida - Art bei sich, Befragt, wozu er ihn verwende, nannte er ihn seine indische Zahnbürste und unterwies mich im Gebrauch;" Man schneide den Stengel gerade ab, kaus ein bisschen am Ende, um die Fasern zu lösen und gebrauche dann das bürsten-ähnliche Ende, auf und nieder bürstend, so wie die Zahnärzte es raten! Ich versuchte es; es ging ganz gut,

Später assen Ordonez und ich ~~mit~~ zusammen mit Ratu Charlie und einem anderen Ratu oder Prinzen von einer abgelegenen Insel, der ein wenig betrunken war. Ein weisser Regierungsbeamter, der im Hotel mit seiner hübschen Halb-Fidschianischen Ehefrau und seinen Kindern lebte, kam an unseren Tisch, um den schon berauschten, widerstrebenden Fidschier daran zu erinnern, dass sie noch an demselben Tage eine Cocktail-Verabredung hätten.

Kapitel II

Die drei Herrscher: Thakombau, Maafa, Viktoria.

Ratu Charlie, mit richtigem Namen Tiau W.T. Ouyasawa, eine aussergewöhnliche Persönlichkeit, Sprössling einer berühmten Familie, hatte in Oxford promoviert und im ersten Weltkrieg für England gekämpft. Als ein hoher Häuptling und Mitglied des Fidschi-Parlamentes war er, wie auch der andere Ratu nach Suva gekommen, um ^{Gesetzgebungsversammlung} an der Sitzung des Parlamentes teilzunehmen. Angewidert von den schrecklichen, sozialen Bedingungen erzählte mit ein weisser Bewohner Fidschis, dass einige Kolonisten durch Alkohol versuchen die Intelligenz der Eingeborenen-Mitglieder des Parlamentes abzustumpfen, um sie dahingehend ~~so~~ beeinflussen zu können, dass sie zum Vorteil der Weissen stimmen, statt zum Nutzen ihres eigenen Volkes. Die Briten, wie die Holländer auf Java wissen, dass die Eingeborenen ihrem Häuptling blindlings gehorchen. Um die niederen Klassen zu überreden ihren weissen Herren zu folgen, ist es nur nötig, die Häuptlinge zu gewinnen. Schmeichelt man ihnen, oder gibt ihnen einen Teil vom Gewinn, so ist der Erfolg vollkommen. Trunk macht manche Häuptlinge zu Quislingen, ohne dass sie es wissen. Man behauptet auch, dass die Regierung jetzt entgegen ihrer früheren Einstellung ~~nicht~~ verhindern will, dass die Eingeborenen eine ~~xx~~ gute Schulbildung erhalten. Im Durchschnitt haben sie einen Intellekt und eine Persönlichkeit, die der der Weissen in nichts nachsteht; mit den gleichen Erziehungsmöglichkeiten würden sie ^{aber} (zu "gewandt" für die Weissen werden.

Das Gesetz zur Verteilung von Spirituosen an Eingeborene ist in der Tat vernünftig. Zwei - oder dreimal sah ich Eingeborene beim Einkauf von Liquören; sie mussten ihre Erlaubnis, ein passähnliches Heft vorzeigen. Es enthielt ihre Fotos, Namen, Alter und andere Angaben. Ist ein Eingeborener betrunken und benimmt sich schlecht, so entzieht ihm die Polizei den Erlaubnis-

schein. Falls aber ein eingeborenes Mitglied des Parlamentes so betroffen wird, so denke ich, zögert die Polizei, ihm seine Erlaubnis zu entziehen. So segensreich dieses Gesetz ist, so undemokratisch und ungerecht ist es auch, weil es nur das farbige Volk von Fidschi betrifft, dafür aber die Weissen unbeschadet lässt. ^{das ist aber} ~~die Meinung von~~ Major Chapple schreibt: "Wenn der britische Einfluss aufrecht erhalten werden soll und die unterworfenen Rassen sich in Harmonie und tatkräftiger Mitarbeit zu gegenseitiger Achtung entwickeln sollen, muss der Alkohol strengstens kontrolliert, wenn nicht gar aus dem Lande verwiesen werden. Die Gesetze verbieten den Verkauf oder die Verabreichung von alkoholischen Getränken an die farbigen Rassen, und es wird auch ziemlich genau beachtet. Die Indier stellen jetzt Ansprüche, die Indien in Forderungen umwandeln wird. Sie beanspruchen Gleichheit der Rechte. Die Weissen verbieten den Verkauf von Alkohol an Schwarze, ^{aber} lassen sich ^{von den Schwarzen} mit reichlichen Mengen alkoholischer Getränke bedienen. Fast alle Weissen trinken. Sie trinken ~~Liquore~~ Coktails vor der Mahlzeit, Liquöre nach Tisch und nehmen verschiedene alkoholische Getränke während des Essens zu sich. Der Weisse wird fröhlich und es ~~mag~~ scheint ihn zu erfreuen, er verlangt Alkohol und sichert ihn für sich als Vorrecht der überlegenen Rasse. Aber es ~~ist~~ ^{ist} schlecht für die Sklave! Trinken unter den Schwarzen von Fidschi würde dieses ruhmreiche Land zu einer Hölle auf Erden machen, - weder Mann, Frau noch Kind würden bei Tag und Nacht sicher sein."

Ich habe viele Jahre in dem Schmelztiegel von Hawaii gelebt, wo Leute vieler Rassen und Rassengemische meine Freunde wurden; ich fand, dass die menschliche Natur, ohne Rücksicht auf Hautfarbe, grundlegend die Gleiche ist. Mein Aufenthalt in Fidschi, wo Melanesier und Ostinder die vorherrschenden Elemente der Bevölkerung sind, festigte meine Überzeugung. Bevor wir die Fidschier wegen ihrer unmenschlichen Handlungen wie Kannib-

balismus verurteilen, müssen wir daran erinnern, dass sie ihre Menschenfresserei - sicher unter weissem Einfluss - um dieselbe Zeit einstellten, als man in den Vereinigten Staaten die Sklaverei abschaffte. Die Grausamkeiten der farbigen Fidschier entstanden durch den Anreiz von Religion, Stammespatritismus, Gier oder Appetit nach Menschenfleisch. Aber Fidschi ist nicht der einzige Platz, wo blutige Taten verübt wurden. Falscher religiöser Glaube, nationaler Patriotismus, Gier nach Handel und Gold reizten der Weissen sogar noch im Zwanzigsten Jahrhundert zu furchtbaren Taten, die oft die der Eingeborenen an Schrecklichkeit weit übertrafen. Wir brauchen uns nur an die grossen Folterereien aus Tausendern von eingeborenen Kautschukarbeitern erinnern, denen König Leopold in Belgisch-Kongo die rechten Hände abhacken liess., an Prograde unter dem Zaren, Blutbäder der Armenier bei den Türken, Zwangsarbeit in den Zinnminen von Nigeria, an den Antrieß mit Peitsche und Marterungen in den Holzfällerlagern von Ubangi (siehe Pierre v. Passen "Days of our Years"), an die erschreckenden Zustände im Südkongo (siehe Selwyn Ianes "South of the Congo") oder die blutigen Unruhen zwischen Engländern und Indern die die ganze Welt entsetzten. Durch diese Perspektive sollten wir den Fidschier von vor 100 Jahren mit mehr Verständnis betrachten.

Lassen Sie mich meinen Reisebericht an dieser Stelle unterbrechen, um Ihnen einiges aus dem Leben einer geschichtlich prominenten Hauptlingsfamilie von der Insel Mbau zu berichten, und Ihnen einen kleinen Einblick in die Verhältnisse die in alten Zeiten auf Fidschi herrschten zu geben.

Knapp anderthalb Kilometer lang, ungefähr 80 Hektar Land umfassend, liegt Mbau, nahe der Mündung des Rewa, von Viti Levu durch einen Korallenriff getrennt. Das Riff seihte

Riff kann sogar bei Flut durchwatet werden und liegt bei Ebbe stellenweise bloss. Die flache Küste des Eilandes war einst mit Eingeborenenhütten dicht bebaut, die eng aneinander an den krummen Strassen lagen. Die Tempel hatten Pyramidenform und ziemliche Höhe. Das mittlere Plateau, ungefähr 30 m hoch, benutzten die Einwohner als Schutt- und Unratabladeplatz. Die Bevölkerungsziffer betrug nach der Schätzung von Walter Lawry um die Zeit seines Besuches im Jahre 1847, ungefähr 1000.

Die Mbau-Einwohner gehörten zum grössten Teil den oberen Klassen an. Wie auf der Havaiischen und vieler anderen Pazifischen Inseln, zeigen ^{ten} sie sich physisch und geistig den Durchschnittseingeborenen weit überlegen. Seemann, der Mbau um 1860 besuchte, beschreibt: "die Mbauer als gute Rasse, nahezu alle ^{seiner} Angehörige einer adligen Familie oder Edelleute. Die meisten von ihnen besitzen grosse, wohlproportionierte Gestalten und sind von gutem Aussehen. Man schätzt in der Südsee einen Mann nach seiner Körpergrösse ein; kleine Leute werden mit Verachtung angesehen. Die grossen Gestalten bedeuten also einen wesentlichen Vorteil für die Mbauer. Die allgemeine Verachtung für kleine Menschen entspringt der Tatsache, dass die polynesischen Häuptlinge und oberen Klassen durchweg grösser sind und ausserdem einen besseren Körperbau besitzen, den sie auch mit einer grösseren geistigen Entwicklung verbinden als die niederen Klassen. Sie sind in jeder Hinsicht dem Volke überlegen, das sie regieren und ebenso echte Aristokraten wie in jedem anderen Lande. Sie kennen jede Pflanze, jedes Tier, jeden Felsen, jeden Fluss und die Berge, sind vertraut mit ^e ihren Geschichte, ihren Legenden und Überlieferungen und genau in Einklang ihrer komplizierten Etikette. Sie schwimmen, rudern, segeln, schiessen und fechten besser als das gewöhnliche Volk und zeichnen sich im Haus- und Kanoebau aus. So halten sie ihre Vorrangstellung inmitten eines Volkes, ohne sich mit Kleidung und Prunk umgeben zu ^{Königreich} müssen, um ihrer Auszeich-

nung und ihrer Person Würde zu verleihen."

In Jahre 1800 regierte Naulivou auf Mbau. Wie alle Fidschi-Herrscher besass er despotische Macht, die durch das Wissen gezügelt wurde, dass das Volk zu Gunsten eines volkstümlicheren Rivalen von ihm abfallen könnte. Weil er sich bei dem Kampf um die Führerschaft bei der Niederwerfung anderer Rivalen auszeichnete, erhielt er den Spitznamen Na Vu-ni-Valu, "die Wurzel des Krieges." Durch Ihre Heldentaten auf dem Meere gewannen die Mbauer frühzeitig die Vorherrschaft über ihre Nachbarstämme; sie sandten ihre Kanuflotten auf Raubzüge aus und erhoben von den besiegten Stämmen Tribut. Um 1809 kam ein schwedischer Seemann, bekannt durch seinen merkwürdigerweise nicht schwedischen Namen, Charles Savage, nach Mbau. Bekannt ist, dass er Mitglied der Mannschaft der amerikanischen Brigg Eliza war, ein Schiff, das an den Korallenriffen von Nairai Schiffbruch erlitt. Seine Kenntnis einiger Eingeborenen-Dialekte deutet darauf hin, dass er wahrscheinlich einige Jahre früher im Pazifik-Raum Strandläufer gewesen, wohin er möglicherweise mit der "Argo" oder der "Port au Prince" gelangte. Auf Mbau unterweis er die Eingeborenen im Gebrauch der Feuerwaffen und erntete so die zweifelhafte Anerkennung, der erste Mensch in Fidschi gewesen zu sein, der dies tat. Ausgerüstet mit diesem neuen Wissen unterwarf sich das Volk von Mbau unter der Führung Savages einem Stamm nach dem anderen, bis es schliesslich zum mächtigsten Staat auf Fidschi wurde. Dieser Erfolg Savages zog den ganzen weissen Auswurf nach Mbau. Manche von diesen Weissen, warscheinlich entflozene australische Sträflinge die sich zuerst auf Mbua, Insel von Vanua Levu, angesiedelt hatten, waren so hoffnungslos verdorben und verrucht, dass sie sogar "von den wilden Kannibalen, mit denen sie sich verbündeten, als Ungeheuer angesehen wurden." Einer dieser Strandläufer namens

^s
Peter, lies sich von den eingeborenen Barbieren Tätowieren und man tuschelte, er wäre heimlich dem Kannibalismus verfallen. Solche Leute vermehrten die Ausübung des Kannibalismus wie nie zuvor auf den Inseln. Vorher assen nur die Häuptlinge, nicht das Volk Menschenfleisch, jetzt verursachten die Flinten ein solches Gemetzel, dass sogar das gewöhnliche Volk die Gier nach Menschenfleisch packte. Die meisten dieser Strandläufer kamen frühzeitig meistens in Kriegen oder bei Streitigkeiten untereinander um. Obwohl Savage eine Häuptlingstochter geheiratet hatte lebten er und seine weissen Gefährten wie die Fidschier in Polygamie. Die Eingeborenen, die vermeiden wollten, von einem Sohn dieses gefährlichen Marodeurs in Zukunft regiert zu werden, versuchten ihr Bestes das Überleben seiner zahlreichen Nachkommen zu verhindern. Von Savage vielen Kindern, so wird erzählt, lebte nur eine Tochter bis zur Reife. Als letzte Tat verbündete sich Savage mit dem Kapitän des englischen Handelsschiffes "Hunter" um eine Ladung Sandelholz zu stehlen. Dieser gemeine Überfall, im März 1813, wurde vereitelt und Savage mit 14 Leuten der Schiffsbesatzung getötet und gefressen. Die Kannibalen behandelten seinen Körper mit allen Zeichen des Abscheus und, so schreibt J.E. Erskine im Jahre 1853, verarbeiteten seine Knochen zu Segelnadeln, die unter das Volk verteilt wurden. Sein Schutzherr, der Häuptling Naulivou, überlebte ihn bis 1829.

Auf Naulivou folgte sein jüngerer Bruder Tanoa Visawangga. Der Häuptling Tanoa blieb während seines ganzen Lebens ein stolzer, böseartiger Kannibale, der schrecklich Bluttaten verübte. "Nichts entzückte ihn mehr, als Kinderleichen, die an seinen Segelmasten hingen, wenn er von Abgabepflichtigen Inseln heimkehrte. Er hatte sie als Tribut von ihren Eltern erhoben!" Als sein Vetter Mothelotu ihn einmal beleidigte, war dessen Bitte um Vergebung umsonst. Nachdem er ihn geküsst hatte, schnitt er ihm den Arm bis zum Ellbogen ab, trank das warme Blut aus der

Wunde, warf den noch zitternden Arm in das Feuer und als er ger war, ass er ihn in Gegenwart seines ^{lebenden} Opfers, das dann Glied um Glied zerteilt wurde. Ein anderes Mal verurteilte er seinen jüngsten Sohn und befahl einem anderen Sohn seinen eigenen Bruder mit der Keule zu erschlagen. Als der erste Schlag nicht tödlich war, mischten sich die Schreie seines Sohnes, der um Erbarmen rief, mit den seinen: "Töte ihn, Töte ihn," bis die böse Tat vollendet war.

Ein Mann stand unter dem Verdacht, einige Yams (essbare Knollen) von Tanoas Plantage gestohlen zu haben. Niemand konnte seine Schuld beweisen. Tanoa befahl den vermutlichen Täter in Abwesenheit ^{durch Gottesurteil zu bestrafen} zu verurteilen, eine Methode, die ein oder zwei Jahrhunderte ^{früher} vielen Europäern nicht unbekannt war. Nachdem ein Eingeborener einige Worte über einen Stab gesprochen hatte, wurde dieser einem Seher ausgehändigt. Bekam der Seher einen besonderen Schmerz in seinem Arm, befand man den Verdächtigen für schuldig. So auch in diesem Falle. Weil man den Täter nicht auffinden konnte, rief Tanoa: "Nehmt seinen Vater und tötet ihn. Es ist kein Unterschied." Der unschuldige Vater wurde für die wirklichen oder angeblichen Verbrechen seines Sohnes verurteilt. - Die Bestrafung von Geiseln durch Angehörige der weissen Rasse unterscheidet sich wenig von Tanoas Rechtsauffassung. Laut Zeitungsnachrichten, Dezember 1944, erschossen im zweiten Weltkrieg miteinander kriegführende Mächte Geiseln oder drohten sie zu erschliessen.

Tanoas wenig glückliche Regierungszeit wurde von rebellischen Untertanen und aufsässigen Söhnen beunruhigt. Einmal zwang ihn sogar sein Sohn Raivalita aus der Hauptstadt zu fliehen. Um Tanoas Herrschaft zu stärken "beunruhigte sein ältester Sohn Sera die Bevölkerung von Mbau" durch das Töten seiner Feinde und führte fortan den Namen "Thakombau." Hoher Alter machte schliesslich Tanoa zur weiteren Regierung unfähig und Thakombau übernahm die Hauptlingswürde. Jetzt alt und runzelig, versuchte der abgesetzte

Herrscher des Altern durch dicke Auflagen von schwarzem Puder zu verbergen. Nach einheimischem Brauch und Denken bestand die Anordnung, seine Weiber nach seinem Tode zu erwürgen. Keiner empfand ~~das~~ ^{das} etwas ungewöhnliches oder unrechtes. Nach Tenoas Tode, Dezember 8, 1852, hatte sein ältester Sohn das Vorrecht seine eigene Mutter zu töten. Darum assistierte Thakombau den aristokratischen Henkern; er legte selbst die Schnur von Masi, oder Rindentuch, um den Nacken seiner Mutter und zog fest zu, bis ihre schwachen konvulsivischen Zuckungen aufhörten. Die vier anderen Witwen tötete man auf die gleiche Weise.

Thakombau, ungefähr um 1815⁵ geboren, erhielt frühzeitige^{seiner} Ausbildung für radikale Kriegsführung. Im Alter von 8 Jahren tötete er bereits einen etwas Älteren Jungen. Man beschreibt ihn als Mann von riesenhafter Statur. Der Botaniker Seemann, selbst 1 m 88 cm gross, mass sich gegen den gutgelaunten Monarchen. Zog man Thakombau seine hohe Haartracht ab, war ThThakombau 5 cm kleiner als er. Erskine, der ihn im Jahre 1840 sah, schrieb: "Es war unmöglich die Erscheinung des Häuptlings nicht zu bewundern. Er war von grosser, fast riesenhafter Gestalt; seine Glieder schön geformt und proportioniert. Sein angenehmes Gesicht hatte weit weniger negroiden Einschlag als die der unteren Klassen. Der immense Haarschopf war mit Gaze verhüllt, rauchgetrocknet und ^tleuchtend hell braun mit brauner Farbe getönt. Dadurch glich seine ganze Persönlichkeit im Aussehen einem östlichen Sultan. Keine Gewänder bedeckten seinen Nacken oder die starken Schultern oder gar die natürliche Hautfarbe, ein leuchtendes Tiefschwarz; trotz dieser sparsamen Kleidung zeigte der ihn umgebende Reichtum, dass dies eine freie Wahl und nicht Notwendigkeit war. Er sah aus; jeder Zoll ein König."

1847 berichtet der Missionar Walter Lewry, dass "sein Haar sauber frisiert sei. Er trage nur eine schmale Bandage

um seine Lenden, und Schnüre bleuer Perlen am Arme und Hale; an der Halskette sei ein runder Eberzahn befestigt. Dies war all seine Kleidung und Verzierung, ausgenommen sein starker, schwarzer Bart, der ungefähr 20 cm von seinem Kinn abstand, und eine Fülle von Oel, dick auf seiner schwarzen Haut verrieben. " Unser prüder Kritiker, übermässig im Stil seiner Zeit geputzt, sogar in den Tropen mit Zylinder und Gebrock, seine Frau streng bekleidet kennend, ^{immer} ~~sar~~ mit Heube, fügt hinzu: " ~~Zwei~~ Zwei der grössten Hindernisse, die Könige und Häuptlinge davon abhalten sich zum Christentum zu bekehren sind die Aufgabe der Vielweiberei und das Tragen dezentler Kleidung, um ihre Scham zu verhüllen. Lawry hätte sich nie zu der gesunden Ansicht der Gilbertinsulener bekehren lassen, die in einem stets warmen Klima lebend, " Kleidung als Zeichen der Scham ansehen und ihrer Nacktheit unbekannt wie das liebe Vieh sind".

Thakombau, so erzählte Lawry, meinte, dass die Bekehrung zum Christentum, lotu genannt, nahe wäre, aber dass er "noch ein paar Städte mehr niederzubrennen hätte, ehe er und seine Krieger lotu werden könnten".

Obwohl Thakombau nie Herrscher über mehr als 15,000 Untertanen war, konnte er doch ungefähr 1/10 100,000, bzw. die Hälfte der Bevölkerung des Archipels, beeinflussen, so zum Beispiel durch das merkwürdige "vesu" Gesetz (siehe Seite) Trotzdem war das Unheil schon andeutlich am Horizont zu sehen, das ihn am Ende zu verschlingen drohte. Jahrhunderte vor dem Kommen der Weissen besuchten die recht ansehnlichen, blassen und wellenartigen Polynesier von Tonga Fidschi. Sie benötigten das kostbare Beuholz von Fidschi; man erlaubte ihnen, im Austausch mit Waren, Frauen und ihrer Kriegsheilhilfe sehr grosse Kanus aus den Wäldern Fidschis zu bauen.kehrten sie mit ihren seemannischen Meisterstücken zurück, oft begleitet von ihren Fidschier Freunden,

brachten sie häufig fidschianische Segelmaten und die leuchtend roten Brustfedern des ^{de} Kula, eines einheimischen Papageis in ihre Heimat. Diese Federn, so wertvoll im Inselhandel wie bei uns das Gold, fanden durch Tauschhandel ihren Weg bis nach Samoa und anderen Inseln. Sie dienten als Fressen für die feinsten Matten und wurden zu Binden für den königlichen Kopfschmuck verarbeitet. Von dem kostbaren Kula leiten die Fidschier das Wort koula oder Gold ab, welches häufig auf Fidschi vorkommt, den Eingeborenen aber unbekannt war, bis die Weissen kamen. Heute stellt die Goldgewinnung eine der größten Industrien dar.

Der Bau ^{eines} der Kanals dauerte ungefähr sieben Jahre. Solch ausgedehntes Verbleiben der Tonganer ermutigte zu Mischehen und Vermischung von polynesischer und melanesischer Kultur. Dies erklärt teilweise die Tatsache, warum die Fidschianische Bevölkerung in der Nähe von Tonga und die Küstenstämme der grösseren Fidechi - Inseln, stärkere polynesischen Merkmale besitzen. Die westlichen Fidschier und die Bergstämme, kei tholo, ähneln vielleicht den Ureinwohnern mehr, die stärkere negroiden Züge der Melanesier aufweisen. Die Bewohner der östlichen Inselseite, die stark unter tonganischen Einfluss stehen, nennen das Archipel Fiji. Das ist ein Irrtum; der korrekte, allgemein gebrauchte Name ist Viti. Wo die Fidschier V und T sagen, gebrauchen die Tonganer F und J. Weiter ostwärts, namentlich in Tahiti, wird das V durch K ersetzt, deshalb sind dort die Fidschi-Inseln als Hiti bekannt.

Die Missionare übten einen grossen Einfluss auf die Bevölkerung der Inseln des Stillen Ozeans aus. Vor einem kurzen Bericht wie das Christentum auf dem Wege über Tonga Fidschi erreichte, ist es interessant zu hören, wie die Lehre überhaupt in den Südpazifik gebracht wurde.

William Carey, ein junger Prediger und Schuhmacher in dem kleinen Dorf Moulton, England, las die Berichte

von Kapitän Cooks Reisen. Er beschrieb seinen Schülern an Hand einer grossen Landkarte und einem selbstkonstruierten Globus ^{aus} ~~Leder~~ Cooks Beifahrten und fasste dabei glühend vor Eifer den Gedanken selber den Haisiern das Evangelium zu bringen; die zwar Cook einst gastfreundlich aufgenommen, aber über seine Ungerechtigkeiten so zornig wurden, dass sie ihn erschlugen. In einer Versammlung von Baptistenpriestern machte der Schuhmacher Carey bei einer Diskussion den Vorschlag, das Evangelium in die Heidenländer zu bringen. Statt einer Antwort befahl ein bejahrter Geistlicher: "setzen sie sich junger Mann, Wenn Gott meint, dass die Heiden bekehrt werden sollen, wird er es ohne ihre oder meine Hilfe tun". Carey aber, ein Idealist durch und durch, hatte schliesslich durch seine leidenschaftlichen Aufrufe an die Bevölkerung und seine Predigten, die er vor der Baptistengemeinde hielt, doch Erfolg. Es gelang ihm, zusammen mit zwölf Klerikern, die erste ausländische Missionsgesellschaft von Gross - Britannien am 2. Oktober 1793 in Kettering zu gründen.

Der erste Versuch das Christentum nach Tonga, auch Freundschaftsinseln genannt, zu bringen, fand 1798 statt, als Kapitän Wilson von der "Duff" ~~zahn~~ auf der Insel zehn Handwerker als Missionare zurückliess. Drei ^{davon} ermordeten später ~~die~~ die Eingeborenen. Die Überlebenden, darunter ein Abtrünniger, verliessen im folgenden Jahre die Insel. ~~X~~ Im August 1822 kam Reverend Walter Lawry von der Wesley'schen Missionsgesellschaft, weil aber seine Bemühungen erfolglos blieben, verliess er ^{Tonga} noch im November desselben Jahres. Der dritte [~] Versuch, weisse Missionare in Tonga anzusiedeln wurde noch im gleichen Jahr unternommen. Als aber bei der Ankunft die dazu bestimmten Missionare der Gefahren gewahr wurden, die ihrer harzten, hielten sie es für klüger, an Bord des Schiffes zu bleiben. Da spreng ein junger eingeborener Christ, namens Papehi, vor und rief: "Ob mich die Wilden schonen oder töten, ich will bei ihnen landen".

Durch die Reiben der Krieger, die mit ihren Speeren warfbereit dastanden, landete er allein, unverletzt und wurde der erste Lehrer, der das Christentum bei den Tonganern mit Erfolg verbreitete. Nachdem die schwirgige und gefährliche Pionierarbeit durch solche unerwähnt gebliebenen antigen Eingeborenen wie Papehia gesen, kamen die wissenschaftlich besser vorbereiteten europäischen Missionare, um ihr Amt für immer zu übernehmen. Der Erste von ihnen landete fünf Jahre später am 1827.

Obwohl weisse Missionare auf ihrem Wege nach Port Jackson, Australien, im Jahre 1809 Fidschi erreichten, nehmen sie nicht die Gelegenheit wahr, eine ⁽⁶⁾Bekehrung der Einheimischen zu versuchen. Während ihr ~~xxxxxxx~~ haviertes Schiff, die "Hibernia" repariert wurde, warteten die Missionare untätig auf einer Insel in der Ngelos ^{Bucht} ~~Bay~~. Ihre Frauen waren zufällig die ersten weissen Frauen, die ihre Füssen auf den grünen Boden Fidschi setzten. Tüchtige tonganische Schüler von Eingeborenenlehrern wie Papehia, erreichten Lakemba in der Lau-Gruppe im Jahre 1829, wo drei Jahre vorher ein Tahitier begonnen hatte, das Evangelium zu predigen. Bis 1835 nahm keiner der europäischen Missionare seinen Wohnort auf den Fidschi-Inseln. Nach Laura Thompson waren seltsamerweise in den nächsten vierzig Jahren hauptsächlich die Tonganer dafür verantwortlich, dass auf den Lau-Inseln und in einer beträchtlichen Ausdehnung in Fidschi selbst der europäische Einfluss und das Christentum verbreitet wurden.

In der Zwischenzeit übernahm George Tabou, angeblich ein Christ, 1845 ~~xxxxxxx~~ nach dem Tode von zwei anderen einflussreichen Häuptlingen, die Königswürde von Tongs. In seinem hochgeborenen Neffen Maafu, einem ehrgeizigen, talentierten jungen Mann, hatte er einen mächtigen Rivalen. Als die Fidschier über die Tonganer Kriege führten,

die, wie Pritchard zu berichten weiss: "die Ansprüche von König George und Tonga vertraten, wie auch ~~Gott~~^{Jesus} und die christliche Religion", erfasste König George die Gelegenheit, Maafu gefährlichen Ehrgeiz von ⁿTogas Thron abzulenken und ihn gegen Fidschi zu richten. Im Jahre 1848 segelte Maafu nach Lau. Anstatt die Fidschier vor seinen angriffslustigen Tonganern zu schützen, der eigentliche Grund seines Kommens, entfesselte Maafu einen Krieg. Er bewaffnete sogar seine Kanus mit Kanonen, eine Neuheit in der Inselkriegsführung. Wenn die Fidschier ihre häufigen Stammeskriege untereinander begannen, stellte er sich immer auf die Seite des Schwächeren, um den Stärkeren zu überwinden. Seine Unternehmungen glückten und er konnte seine Macht immer mehr ausbreiten. Durch grosse Rechnungen für Pulver, Geschosse und andere Artikel, die er auflaufen liess, ^{und} für die er in wertvollem Kokosnussöl, Schildpatt und beche-de-mer (Seewalzen, eine teure Delikatesse der Chinesen) von den unterjochten Eingeborenen erpresst, bezahlte, gewann er geschickt die Unterstützung der weissen Händler. Er täuschte die naiven Missionare, damit er in Ruhe seine teuflischen Grausamkeiten verüben konnte, — dieselben Untaten, für die der nichtchristliche Thakombau als Teufel bezeichnet wurde, — indem er die unterworfenen Stämme zwang, das Christentum anzunehmen. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts waren Thakombau der Fidschier und Maafu der Tonganer, die zwei mächtigsten Häuptlinge auf Fidschi. Die Macht des ersteren im Absteigen; die des letzteren im Aufsteigen begriffen. Als Stamm um Stamm von seiner Herrschaft abfiel, verlor Thakombau den Glauben an seine Götter und (nach 1854) widerstand den Lehren der Missionare nicht länger. Er schaltt seinen prächtigen Haarschopf ab, entliess alle seine Weiber, er hatte damals 30 - 40 Frauen, bis auf eine, Lytia, und liess sich 1857 auf den Namen "Ebenezer" taufen.

Aber neues Unheil suchte Thakombau heim. Als Sühne für verschiedene Übergriffe, die, wie man vermutete von den Fidschiern an dem Leben und dem Eigentum amerikanischer Bürger begangen sein

sollten, forderten die Vereinigten Staaten von Thakombau als dem Tai Viti, oder König von Fidschi, die übertriebene Summe von 45 000 Dollar. Wenn auch die Summe gerechtfertigt gewesen wäre, so konnte man doch Thakombau schwerlich für die ~~das~~ gesamte Schuld verantwortlich machen. Seine Autorität als "König" über die beklagten Stämme in Fidschi, ein Titel, den ihm erst der britische General-Konsul Miller gegeben hatte, war in Wirklichkeit sehr denkbar, in vielen Fällen in Frage gestellt und sogar abgelehnt. Als Kapitän Sinclair auf der Korvette "Vandalia" landete, um diese ungerechte Forderung einzutreiben, wurde Thakombau zur Bezahlung der Summe eine Frist von einem Jahr zugestanden. Vor dem Zahlungstermin wandte er sich ~~xxxxxxxxxxxxxxxxxxxx~~ mit dem Vorschlag an den britischen Konsul W.T.Pritchard, Grossbritannien solle die Zahlung im Austausch für 200 000 Acker Landes übernehmen. Zunächst unterstützten die Wesley-Missionare diesen Plan sehr, als sie aber hörten, dass die Kirche von England immer der englischen Flagge folgt, widersetzten sie sich heftig, um für ihre Religion keine Konkurrenz zu bekommen. Im November 1858 verliess Pritchard die Insel, um das Angebot seiner Regierung zu übermitteln. Nach seinem Weggang begann Maafu sofort einen neuen Krieg in Venus Levu um seinen Plan das ganze Fidschi zu besiegen, zu verwirklichen. Bei Pritchards Rückkehr, Dezember 1859, wurde Maafu jedoch gezwungen, seinen Anspruch auf das Fidschi-Territorium aufzugeben. Der Grund dazu war die allgemeine, aber irriige Annahme, dass "Fidschi bereits der Königin von England abgetreten sei und Maafu ihr als Ausländer das Land wegnehmen". Endlich war Maafus Macht gebrochen. Direkt Pritchard folgend kamen 1860 Col. W.J.Smythe und Dr. Barthol^d Seemann, um zusätzliche Informationen für die Britische Regierung, einzuholen. Smythe berichtet uns, dass Seemann von Geburt Deutscher, als junger Mann die Erlaubnis bekam, in dem Kgl. Garten von Kew zu arbeiten, wo ihm sein Fleiss und seine Geschicklichkeit grosszügige Hilfe und Unterstützung von seiten der Anstalt gewannen."

Seemann, für die Reise von Sir William Hooker empfohlen, schrieb pflichtschuldigst seine "Flora Vitiensis" als ein Ergebnis seines Besuches und veröffentlichte sie auf seine eigenen Kosten. Er begünstigte die Annexion. Saythe, der aus erster Hand den Krieg Englands mit den tapferen Maoris von New Zealand kannte, war dagegen. In seinem Bericht an das Kolonialamt, datiert vom 1. Mai 1861, gab er seiner Meinung Ausdruck, "es sei nicht ratsam, dass die Regierung Ihrer Majestät das Angebot Ihrer Majestät die Oberhoheit über die Fidischel-Inseln abzutreten, annehme". Dieser Bericht wurde erst ein Jahr später in Fidischel bekannt. So verblieb Fidischel unter der Eingeborenenherrschaft von Thakombau und dem gezügelten Maafa bis 1871, beunruhigt durch kleine Stammeskriege und Menschen-schaften der skrupellosen Weißen. Dann setzten die besseren englischen Kolonisten eine konstitutionelle Regierung für den grösseren Teil Fidischels unter Thakombau ein. Das dauerte nur kurze Zeit. Am 10. Oktober 1874 unterzeichneten Thakombau, Maafa und andere mächtige Häuptlinge die Abtretung an England. Sie hatten eine Bronzestatue der Königin Victoria an Bord eines britischen Kriegsschiffes gesehen und glaubten nun, die Königin sei eine farbige Dame. Thakombau, der an dem ~~Kaiser~~ Titel Vunivalu oder "Wurzel des Krieges" Gefallen fand, ursprünglich der Titel seines Vorgängers Nalivou, bat rührend, dass seine lange Kriegskeule der Königin Victoria zum Geschenk gegeben würde. Leute, die die Befähigung haben Teufel zu sein, schlugen unter anderen Bedingungen oft in das extremste Gegenteil um. Thakombau war einer von diesen. Fräulein Cumming, die ihn 1876 sah, beschrieb ihn als einen sehr feinen alten Mann, würdig, stattlich und hauptlingshaft in seinem Benehmen, mit klaren durchdringenden Augen. Es war befremdend, die ersten Gebetsworte zum Neuen Jahr über die Lippen eines Mannes fließen zu hören, von dem aus seiner Jugend und Reife so grausame Geschichten bekannt ~~waren~~ ^{wurden}. Nachdem er noch zehn Jahre lang eine Pension von 1500 Pfund jährlich ^{Hilfing} genossen hatte

starb er 1883.

Als ich ^{erst} 1940 nach Fidschi kam, sah ich niemals Thskombaus
Ältesten Sohn Ratu Abel, noch des letzteren Stiefbrüder Ratu
Timothe und Ratu Jos. Ich hatte jedoch das Glück, mich mit
Thskombaus talentierten Enkeln Ratu Sukuna, Ratu Charlie und dem
Arzt Ratu Dovi treffen zu können. - Als ich auf eine Unterredung mit
Herrn Pennifather, Berater für Eingeborenensfragen, wartete, betrat
ein ziemlich dunkler, hübscher Fidschier Herr den Raum. ^{An} ~~Sein~~ sei-
nem Benehmen und der natürlichen Anmut konnte ich ihn sofort als
einen Mann von ungewöhnlichem Format erkennen. Später hörte ich,
dass ~~der~~ Ratu Lala Sukuna, der Älteste der drei Brüder war. Ratu
Sukuna besuchte die Schule in Neu-Seeland; bei Ausbruch des 1. Welt-
krieges studierte er im Radham College, Oxford. Er versuchte sofort
Soldat zu werden, wurde aber durch die unsinnigen Einschrän-
kungen für Farbige abgewiesen. Daraufhin segelte er nach Frankreich
und trat in die Fremdenlegion ein. 1915 kehrte er nach schwerer
Verwundung nach Fidschi ^{heim} zurück, half ein Eingeborenen-Arbeits-Corps
aufstellen und ging als einer seiner Offiziere nach Frankreich
zurück. Nach Friedensschluss nahm Sergeant Sukuna seine Studien in
Oxford wieder auf und errang die Diplome B.S. und L.L.B. Er lebt
als Advokat in Fidschi und ist als Regierungsbeamter in der Be-
handlung von Eingeborenensfragen sehr berühmt.

Ratu Charlie gleicht seinem Grossvater in der Grösse.
Er und sein Bruder, Ratu Dovi, der lizenzierte Arzt, waren die
Herren, die ich ~~früher~~ beim Tee auf der Cheng Ho in Viti Lova ^{Bucht} ~~sa~~
traf. Ratu Charlie, wie ich später berichten werde, unterstützte
mich auch materiell bei meinen Forschungen.

Ordonez, mein philippinischer Assistent, ein
frommer Katholik wie die meisten seiner Nationalität, wünschte
einem besonderen Gottesdienst in der Kathedrale von Suva beizu-
wohnen. Er kam niedergeschlagen und schwermütig zurück. In der
Kirche ³ ¹ ¹ ^{müde} wurde ihm weder erlaubt bei den Weissen zu sitzen, noch ³ ¹ ¹ ^{müde} wurde

er zu den Kirchenstühlen, die für die Farbigen reserviert sind, geführt ~~wurden~~, sondern musste in der zwielichtigen Zone zwischen Schwarz und Weiss, die in diesem ehrwürdigen Hause für Mischlinge vorbehalten war, Platz nehmen. Gegen Ende des Gottesdienstes verteilte der Priester unter den Weissen der Versammlung kleine Hefte, die anderen erhielten keine. Ordóñez in frommer Eifer und wissbegierig ging, als sich die Gelegenheit bot, zu dem Priester und fragte ihn, ob er nicht auch so eine Kopie haben könne. Der gute Vater, ein richtiger Pharisäer sah den Philippino höhnisch an und wies die bescheidene Frage mit den Worten zurück "diese sind nur für weisse Leute. Sie betrachten sich doch nicht als Weisses, nicht wahr?" und ging weiter. Nach seiner Rückkehr zur Chung Ho fragte Ordóñez verletzt und enttäuscht: "Ist die Lehre und die Ausübung des Christentums nur auf die weisse Rasse beschränkt?"

Es ist eine Schande, dass sogar die Vertreter der Kirche in Fideschi mit solchen Vorurteilen vergiftet werden, die der christlichen Lehre fremd sind. Bei einem Besuch bei der freundlichen Mutter Parham ~~XX~~ einer enthusiastischen Amateurbotanikerin, musste ich das Kirchengrundstück passieren. Dort bemerkte ich den giftigen Stern von Bethlehem (Laurentia longiflora), die den felsigen Boden überwucherte. Ich dachte, dass ein unchristlicher Priester gleich diesem üblen Unkraut von diesem geheiligten Boden entfernt werden müsste, bevor es ihm gelingt, auch noch andere Mitglieder seiner Gemeinschaft zu verblenden.

~~XX~~ ^{Brau} ~~Mrs.~~ H.B. Richenda Parham, geb. ^w Sanders. geb. am 18. November 1862, gest. 18 Dezember 1947.

Kapitel III

Meine Savu Savu Plantage

Am 23. Dezember segelten wir mit der Cheng Ho die Savu Savu Bucht, Vanua Levu, weit hinauf und gingen am frühen Nachmittag vor Anker. Nahe der Küste, gegen das obere Ende der Bucht zu, entdeckte ich in der Ferne das rostige Metalledach eines ziemlich ramponierten Hauses, halb versteckt unter schlanken Kokospalmen und Dschungel. Die Bucht und die dahinter liegenden Berge schienen mir eine reiche Sammelausbeute zu versprechen und ich entschloss mich, die Gelegenheit zu benutzen und das Schiff zu verlassen. Ich fuhr mit dem Beiboot zu der Ortschaft Valethi und suchte den Besitzer des Hauses, Herrn Mark Dods auf, um das Haus und die dazugehörige Pflanzung zu mieten. Die vereinbarte Miete von wöchentlich 1 Pfund Sterling umfasste nicht nur das Haus und die Bedienung, sondern auch die Erträge der Kokospalmen, Milch und Butter von seinen Kühen, Eier, wenn wirklich eines von seinen vielen Hühnern gelegt wurde, Tapioka oder Kassava (Manihot esculenta), Dalo ~~12a~~ (Colocasia esculenta) und Kumala oder süsse Kartoffeln.

Dieses Haus auf » meiner Kopraplantage « bei Mbalanga war typisch für alle Häuser der Südseeinseln, wo wohl einfache Nahrung in Fülle vorhanden, aber Schiffsverbindung mit der übrigen Welt selten ist. Zeit und Wetter hatten das ihrige dazu beigetragen, dass sich das Haus in einem sehr armseligen Zustande befand. Nur die schwarzen und weissen Katzen, die hungrig miauend zur Begrüssung herbeikamen und sich mit krummen Buckel an unseren Beinen rieben, sahen frisch und sauber aus. Alles war behelfmässig ausgebessert. Überall lagen Gegenstände umher, die in, der Zivilisation näher liegenden Häusern weggeworfen worden wären, hier aber für eventuelle Notfälle sorgfältig aufbewahrt wurden. Die Gesimse der vorspringenden Tragbalken der Veranda und Zimmer dienten zur Aufbewahrung von Fischhaken, Knöpfen, rostigen Nägeln und Schrauben, halb bis ganz geleerten Patent-Medizinflaschen, Proben von

goldhaltigen Erzbrocken und der zerbrochenen Schere einer
Nissenkrabbe. Auf dem Boden lagen Stiefel und Schuhe in allen
Stadien der Abnutzung, ein paar rostige Maschinenteile und abge-
splittertes, angesprungenes Geschirr. In der Nähe der Küche hing
ein schwarz gewordenes Bananenbündel, das vor Fäulnis langsam
flüssig wurde. Der sauer riechende Saft tropfte in eine darunter
aufgestellte Schale. Aus der Flüssigkeit sollte mit der Zeit
"feinster, schmeckhafter Bananenessig" werden. In einer Veranda-
ecke lehnte ein staubbedeckter Grabstein, auf dem der Name irgend-
eines Angehörigen der Familie Rods und dessen Todesdatum einge-
meißelt war, ich glaube das Jahr 1927. Was bedeutet schon Zeit in
der Südssee! Der Stein, nach dem Tode bestellt, war immer noch nicht
auf der Grabstätte errichtet worden.

Die vorhandenen Möbel waren nicht üppig aber ausreichend.
Auf Regalen standen Werke von Shakespeare, Dickens, Thackeray und
Guppy (den mein liebenswürdiger Gastgeber in seiner Jugend durch den
Dachangel geführt hatte), von Schaben zerfressen und so ver-
modert wie die lang verstorbenen Autoren selbst. Die vier hohen
Pfeiler meines riesigen Bettes trugen ein vorzügliches Moskitो-
netz, in dieser Gegend dringende Notwendigkeit, weil die Mücken
Filarien übertragen, die Erreger der Elephantiasis. Ein verrostetes
Klavier, glücklicherweise nicht imstande ~~zinn~~ noch einen starken
Ton hervorzubringen, diente mir als Versteck für Pass und Geld.
„Moderne Errangenschaften“ befanden sich im Hofe. Fließendes
Wasser fehlte im Hause; unseren Bedarf deckten wir aus einem
träge abinfließenden Fluss hinter dem Hause. Dieser versorgte uns
auch mit einer kleinen Menge pure oder Frischwasser-Garnelen. Das
Baden in der Bucht war fast unmöglich, weil menschenfressende Haie
auf Nahrungssuche in dem seichten Wasser herumschwammen. Man warnte
mich, einige Jahre zuvor wurde einem Eingeborenen die Perse abge-
bissen, als er mit dem Netz in der Hand im seichten Wasser vor

Dods Hause stand,

Während meines gemüthlichen Aufenthaltes in Mbalanga, der ungefähr drei Wochen dauerte, lernte ich die grosse Verwendungsmöglichkeit der Kokosnuss als Nahrung und Getränk schätzen. Ordóñez und ich tranken keinen Tropfen frischen Wassers, dessen Reinheit sehr fraglich war. Wir beschränkten uns auf abgekochte ^{Milch} Milch, Tee und hauptsächlich auf das leicht sprudelnde "Wasser" der Kokosnuss im mbu-Zustande. Mbu-Nüsse, die vorzüglich zum Trinken geeignet sind, sind ausgewachsen, aber noch von einer ^hgünen Schale umgeben; das feste Nährgewebe ist weich und gegen den Hohlraum der Nuss hin sogar geleeartig. Jeden Morgen erkletterte Samu, ein Eingeborener, der ~~in~~ in englischer Abänderung seines Namens Sam genannt wurde und zur Plantage gehörte, die Palmen um uns reichlich mit Kokosnüssen zu versorgen. Man öffnet die angeschälte Kokosnuss durch drei, selten vier geschickte Schläge mit dem immer vorhandenen Buschmesser gegen das Stielende ausgeführt, um das Wasser zu trinken. Dann wird die Nuss mit ein oder zwei ^{gewandten} Schlägen in zwei Hälften gespalten und den Männern vorgeworfen, die sich gierig darauf stürzen, um sich eine Mahlzeit zu sichern. Dabei kippen die Schalen zuletzt um und machen ein weiteres Picken unmöglich. Hatten wir Appetit auf das feste geleeartige Fleisch, schlug uns Samu mit seinem Buschmesser einen runden Splitter der äusseren Schale ab und bot ihn uns als Löffel an. Um ein besonders vollkommenes Getränk zu erhalten, führten wir einen angespitzten Zweig oder einen Embusstreifer in die Öffnung der mbu-Nuss und zerkneten das Fleisch, ^{durch} um das dabei frei werdende Fett das Wasser rahmartig zu machen. Das erhaltene Getränk, womöglich von einer freundlichen, Eingeborenen Hebe oder Ganymed bereitet, ist wirklich Fidschil-Nektar. Für unsere täglichen Dackungsgewanderungen befreiten Samu und andere die mbu-Nüsse von ihrer Aussenschale bis auf eine Skalplocke, banden damit ungefähr ein

helbes Dutzend zusammen und benutzten sie als "Naturkanister". Leider verderben solche Kokosnüsse in ein oder zwei Tagen.

Wenn die Kokosnuss zu keimen anfängt vergrössert sich der Fuss oder Haustorium (eigentlich das zweite Keimblatt der Einzelblättrigen Pflanzen) durch die Absorption des flüssigen ^{Wasser} Nährgewebes derartig, dass er schliesslich den ganzen Hohlraum ausfüllt. Der Fuss ist ballertig, fast weiss, knusprig-schwammig und ist einem duftenden leichten Kuchen ähnlich. Er schmeckt wunderbar; doch die Fidschier behaupten, dass zu reichlicher Genuss dieser Haustoria eine leichte Verdauungsstörung verursachen könne. Durch den völligen Bankrott der Kopra-Industrie in Fidschi verwilderten die Kopra-Plantagen und verwandelten sich schnell zurück in einen Dschungel von hochschiessenden, niemals ^{ke} Kokosnuss-tragenden Wildlingen und dornigen wilden Zitronenbäumen, die die ehemals sorgfältig angepflanzten Baumreihen zu überwuchern drohten und so zum Absterben verurteilten. Um die Myriaden der wilden Sacklinge auszurotten und zu zerstören würde es einen erschreckenden Aufwand an Arbeit und Geldmitteln kosten, beides unerschwinglich für die verarmten Plantagenbesitzer.

Wir luden unser Reisegepäck von der Barkasse um und brachten es ins Haus, das ungefähr zw. zwei oder drei Kilometer von der Cheng Ho entfernt war, während die Mannschaft die zurückgebliebenen Ausrüstungsgegenstände in ein längsseits vertäutes Fischeerboot brachte. Zuerst verstaute sie Bündel von Zeitungspapier, Löschpapier und Kerosinlaternen, dann liessen sie auf die Spitze des Stapels meinen schweren metallenen Pflanzentrockner herab. Er enthält weitere Laternen, eine grosse ~~Auswahl~~ Sammlung Löschpapier zwischen denen Pflanzen trockneten, die ich erst kürzlich auf Ovalau und Makondronga, einer der Leprainseen gesammelt hatte. Kaum hatte der Matrose die Schlinge, die den Metalltrockner ~~hielt~~, der den Spitznamen "Degener's Bedewanne" führte, hielt, losgelassen, zitterte das überladene Boot ein wenig und schlug plötzlich um.

Der Matrose kam glücklicherweise unverletzt an die Oberfläche; aber ~~alle~~ meine ganze wissenschaftliche Ausrüstung und meine wertvollen Pflanzen versanken auf den Grund des Ozeans, denn Herumsuchen in 60 m tiefem Wasser war ~~nun~~ aussichtslos. Ich konnte mich botanisch bankrott erklären. Die Grosszügigkeit des jungen offiziellen Fotografen der Cheng Ho, ~~John~~ Wingle, der mir einen kleinen Stoss Löschpapier, den ihm sein Vater mitgegeben hatte, mit der Weisung für ihn Citrus-Arten zu sammeln, überliess, half mir etwas aus meiner Verlegenheit. Diese Ausrüstung ergänzte ich noch durch den Kauf von Coleman-Laternen und Papier in dem kleinen Dorf Valetti. Gleichzeitig kavelte ich nach Suva, wo ich überschüssige Vorräte durch das Entgegenkommen des Direktors, Herrn Dr. H.W. Jack im Department of Agriculture deponieren konnte.

Die gesamte Besatzung der Cheng Ho feierte Weihnachten zusammen. Dieser Tag sei, wie unser religiöser Kapitän betonte, der einzige Tag im Jahr, an dem er mit seiner farbigen Mannschaft speise— eine Ehre dachte ich, die man bestimmt nicht voll anerkannte und würdigte. Wir segelten an das obere Ende der Bucht, dort tötete die Mannschaft einige Spenerkel, reichte sie und brist sie nach Philippinensart am Spiess über offenem Feuer. Nur wenig ging verloren. Der bejahrte, verarmte chinesische Ladeninhaber, in dessen nahegelegenen Geschäft die Regale fast leer waren, ~~empfang~~ glücklich die Eingeweide. Er wendete sie sorgfältig mit einem Stock ^(und) wusch sie gründlich aus. In passende Längen geschnitten und gekocht gaben sie ein Mahl nach seinem Geschmack.

In Mbalanga erfüllte uns der freundliche, herkulisch gebaute ~~Willemi~~ unsere Wünsche. Er überwachte das Melken der Kühe und ruderte meilenweit über die Bucht, um Butter für den Verkauf in Valetti zu liefern. Auf dem Rückweg besorgte er unsere Kolonialwaren und "Benzin". Er wollte ursprünglich Prediger werden aber durch vieles enttäuscht gab er den Plan auf und fand An-

stellung auf Dods Kopreplantage. Samu betätigte sich als unser Träger und Führer. Er war ergeben und fleissig, konnte uns aber nicht helfen, Namen und Gebrauch der gesammelten Pflanzen zu erklären, weil er nicht Englisch und wir nicht "Fidschi"-~~Hi~~ sprachen.

Wir drei durchstreiften, oft von einer Schar junger Fidschi-er begleitet, die umliegenden Hügel und Küsten auf der Suche nach Pflanzen. Auf dem benachbarten Savathura Berg entdeckten wir einen hübschen Fern von der Gattung Tectaria, später benannt T. elegans. Eine andere Neuheit, die bodenständige Habenaria scrotiformis hat die kleinsten Blüten der Gattung in Ozeanien. Eine Nessel, die Dr. A.C. Smith Elatostema insulare benannte, war gleichfalls neu. Eine unkrautartige Segge, Fimbristylis villosa, besonders auf den Viehwegen, der nassen Weiden nahe der See zu finden, scheint wie das Gänsegras, Eleusine indica, ^(am besten) zu gedeihen; wenn drauf ~~be~~getreten wird. Dort fand ich auch einen ungefähr drei Meter hohen Baum, erstmalig durch Seemann als Ficus vitiensis beschrieben. Seine Feigen bildeten feste Trauben von etwa 12 cm Durchmesser. Sie entspringen direkt dem Hauptstamm, aus diesem Grunde nennt man solche Pflanzen ~~kauliflor~~ ^{stammbliätig}. Die Feige waren klein, dunkel, eckig, rau und gummiartig, mit einer klaren Flüssigkeit gefüllt und ungeniessbar. Ein anderer stammbliätiger Baum, der schon von weitem meine Aufmerksamkeit erregte, war ein ~~Kaka~~ ^{Kaka} (Theobroma cacao). Noch niemals vorher hatte ich einen gesehen. Dieser Baum, aus der früheren Anpflanzung der Vorfahren des Herrn Dodge, durch den umschlingenden Dschungel im Wachstum beeinträchtigt, hatte alles überstanden. Ich öffnete eine Frucht und versuchte einen der grossen weichen Samen zu essen, spie ihn jedoch schnell wieder aus, weil er wie sehr bittere Schokolade schmeckte. Trotzdem nahm ich einige der reifen Früchte mit nach Hause und genoss in

den nächsten Tagen einen guten "Bonbonersatz". Ich brauchte nur einen halben Teelöffel Zucker mit einem einzigen Samen zu kauen, um einen ganzen Mund voll süßer Schokolade zu bekommen.

Nicht weit von unserem Hause wuchs die Riesenbohne máxxthimbi (Entada phaseoloides) oder thimbi, wie sie die Eingeborenen nennen. Ihre ^{Hülsen} Früchte, den Lomenten von Desmodium ähnlich, erreichen über 60 cm Länge und 10 cm Breite. Eine bemerkenswerte Pflanze, sie kriecht mit ihren massiven, holzigen gefurchten Stämmen über den Boden und von dort bis in die Gipfel der höchsten Bäume. Wenn wir durstig und die genießbaren máxx-Kokosnüsse nicht zur Hand waren, schnitt einfach einer der Fidschier einen der armdicken Stämme mit seiner Machete durch. Mit einem weiteren kräftigen Hieb trennte er dann ein ungefähr 60 cm langes Ende der herabhängenden Ranke ab und händigte sie schnell einem von uns aus. Mit weit offenem Mund hielten wir das Stück über den Kopf, und brauchten nur wenige Sekunden zu warten, bis ein ~~kleiner~~ Strehl fest geschmecktes, schäumendes ~~klaren~~ klaren Wassers hervorquell^{te}, um unseren Durst zu stillen. Hätte er den zweiten Schnitt unter dem ersten gemacht, wäre kein Tropfen Flüssigkeit aus dem Rankenstück gekommen; auch konnte ich kein Herausfließen von Flüssigkeit aus dem zweiten Schnitt an der verbliebenen Ranke beobachten. Diese Pflanze wächst an beiden Küsten Panamas, der Golfstrom führt ihre Samen ~~mit~~ bis an die ^{mit} norwegische Küste, ja sogar bis zum Polarkreis.

Eines Tages wanderten wir um die Bucht nach dem Fidschidorf Ursta. Auf dem Wege mussten wir mehrmals mit unseren schweren Stiefeln einige brackische Flüsschen mühselig balancierend überqueren, die als Notbrücke nur einen einzigen gefällten Kokosnussbaum hatten. Die berfüßigen Fidschier natürlich überqueren diese Brücken sicher und ohne Gefahr dabei ins Wasser zu fallen. Wir legten mussten teilweise durch die salzigen Rinnsale waten und

wurden bei Ebbe bis zu Knöcheln, bei Flut bis zu den Knien nass und schmutzig. In diesen feuligen Wasserläufen, gefüllt mit Schlamm, Algen, verrotteten Blättern und anderen Überresten fand ich ein Geschöpf, das die Natur beinahe zu einem wirklichen Amphibium vervollkommenet hat. Dieser Fisch ist nur einige Zoll lang, aber diese Länge ~~mit~~ ist voll konzentrierter Gegensätze. Mit seinen weitsehenden Frosch^{Ausschau}augen, die am Ende seines Kopfes hervorstehen, sitzt er meist auf dem Schlamm oder auf dem Stiel eines Kokosnussblattes. Beim Herankommen schießen diese Schlammpringer oder Meergrundel mit einer raschen Wendung ~~hinaus~~ von ihrem luftigen Sitz, einem modernden Kokosnussblatt oder so, springen über die Wasseroberfläche, um ihre Wache an der gegenüberliegenden Seite auf einem gefallenem Blatt oder einer Schlammbank wieder aufzunehmen. Diese Meergrundel schwimmen selten sondern "wandeln" auf ihren zw zwei stummelartigen, ausgebreiteten Brustflossen über den Schlamm-
boden. Da ihnen die "Hinterbeine" fehlen, ziehen sie ihr Schwanzende hinter sich her. Die Sehfähigkeit ist im Wasser und auf dem Lande gleich gut. Nicht zufrieden damit, wie ein richtiger Fisch nur Wasser zu respirieren, können sie auch Luft "atmen". Diese Fähigkeit und eine genügend zähe Haut, die der Austrocknung widersteht, ermöglichen es dem Fisch außerhalb des Wassers tagelang zu leben. Sollten einmal die Landwirbeltiere untergehen, so danke ich, könnten diese unternehmende Rasse von Schlammspringern gelegentlich Geschöpfe aus sich entwickeln die fähig wären, in allen tausendfachen Winkeln, die jetzt an Land von verschiedenartigen Tieren bewohnt sind, zu leben. Trotzdem mir diese Fische in ihrer ungewöhnlichen Anpassungsart an das Amphibienleben heiliger erschienen als die schönste Katharsis (von Menschenhand erbaut), konnte ich nicht widerstehen ein paar davon einzufangen, um sie als Museumsexemplare zu konservieren.

total

 ~~$d \leq 0$~~

Alseodaphnaceae

glücklich Fidschi-Kaugummi kauen zu können. Als ich keine schlechten
Nachwirkungen bemerkte probierte ich ebenfalls ein frisches saube-
res Stück. Der Baum, Alstonia costata, gehört zu einer Familie, die
für einige sehr giftige Mitglieder bekannt ist. Später konnte ich
ihn u.B. in Ngalo, Viti Levu, wiederfinden. Man nennt ihn dort
mbuleki oder mbulei. Die Eingeborenen gebrauchen den Milchsaft
nicht nur als Kaugummi, sondern bereiten auch aus dem wässrigen
Saft Medizin. Sie legen dazu die jüngeren Zweige zum Verwelken
und Erhitzen ins Feuer, kratzen dann die Rinde ab, wickeln sie
dann in die stoffartigen Blattbasen der Kokosnussblätter
und pressen den Saft aus. Der Saft in kranke Augen geträufelt,
soll eine heilende Wirkung besitzen; bei welchem Augenleiden sie
diese Medizin aber anwenden, konnte ich nicht feststellen. Zwei
andere Arten der gleichen Gattung, A. Peinckeana, ein es drei-
einhalb Meter hoher Baum mit orangefarbenen Blüten und A. vitiensis
vier bis fünf Meter hoch, mit weissen Blüten, die ich in der
gleichen Gegend fand, haben den gleichen Eingeborenenamen und
finden auch ~~xixxam~~ ähnliche Verwendung. Anstatt die Rinde zerkratzt
zu erhitzen, erwähnte mein Erklärer bei A. vitiensis nur das Ab-
kratzen. Diese Gattung Alstonia sollte wegen ihrem möglichen
wirtschaftlichen Wertes studiert werden. Leider war mein Versuch
nach Amerika
Samen einzuführen vergeblich.

Bei Mbalanga fand ich einen ziemlich kleinen Baum
oder Strauch mit gelben Blüten, jede mit einem einzigen Kelchblatt
weissen, gelbeachtigten Kelchblatt. Aus der Ferne gesehen erinnerte
sie mich an eine gelbe Poinsettia. Diese zur Labkrautfamilie
gehörende Mussaenda raisteensis ist es wert, in Kultur genommen zu
werden. Während meines Aufenthaltes auf Fidschi sah ich diese
Pflanze auf den meisten, wenn nicht allen Inseln, die ich besuchte.
Nach Dods, der ein grosses Wissen über Fidschi-Kunde besitzt, ist ihr
Name in manchen Gegenden vonbo, in anderen mbovo. Smith fand, dass
sie mbovo auf den Inseln von Koro und Kandava, und vakatherandwai

in manchen Gegenden von Vanua Levu genannt wird. In der Wainie-Gegende kretzt man die bittere Rinde ab und bereitet daraus einen Tee, der bei Nierenleiden helfen soll.

Der Grund, warum eine so verbreitete Pflanze wie diese Mussende mehrere Namen besitzt ist leicht zu erraten. Fidschi liegt mehr oder weniger an der Grenze zwischen Polynesiern und Melanesiern. Es ist jedoch mehr melanesisch als ^{en}polynesisch. Diese zwei Völker mit verschiedenen Sprach~~systemen~~^{en} und vielen Dialekten, ~~antwachen~~^{ndy} die durch die vielen Wanderungen ~~nicht~~^{nu} entwickelt ~~haben~~, haben sich vermischt. Der Grad der Vermischung ist von Insel zu Insel verschieden. Im Laufe der Zeit ist durch auseinandergehende Entwicklung, durch insulare Isolation, durch Gebirgsbarrieren und soziale Hindernisse sowie Krieg und Kannibalismus das heutige Fidschi ein Bebel der Sprachverwirrung geworden. Die Eingeborenen der einen Insel können häufig die von einer anderen Insel nicht verstehen. Es ist verwirrend, wenn wie es viele getan haben, der Name einer Fidschipflanze angegeben wird ohne Erwähnung des Dialektes oder zu mindest der Gegend wo der Name gebraucht wird.

Waterhouse zeigt, wie verschieden die Sprachen tatsächlich in dieser relativ kleinen Inselgruppe sind. Er verwendet dafür die merkwürdige Orthographie die die Missionare erfunden haben und beweist seinen Standpunkt ganz einfach durch Aufzählung der verschiedenen Worte für "nein": "sege" auf Bau, sgai auf Rewa, warei auf ~~Rea~~ Dreketi, jikei auf Serua (Koro-levu), yali auf Beqa, isikai auf Nedroga, eilele auf Vuda, ekai auf Nekorotubu, reva auf Ovalau, ilokali auf Kedavu (Tevuki), iyali auf Kedavu (Nabukilevu), mino auf Kedavu (Nakesaleka), yaliokone^a auf Kedavu (Nasanivolau), wera auf Na-lawa, becika auf Noco, awele auf Ways, asqa auf Vanua-levu (Macasta), lebo auf Vanua-levu, senikaruniga auf Navatasa, weratunua auf Natatunba, qikairereba auf Bekiraki, segeba auf

Lakeba, yalibau auf Muala, warsinoa auf Namosi, lavela auf Yanuca."

Diese Sprachverwirrung auf Fidschi ist schlimm genug, um aber die Sachen noch schlimmer zu machen, besteht eine Lautverwirrung, die in der deutschen Sprache nicht zu finden ist, dazu kommt noch die seltsame Methode der Kolonisten, die Laute orthographisch so zu benutzen, wie ich es oben zeigte. In einer der besser bekannten Fidschi-Sprachen werden einige Buchstaben des Alphabetes folgenderweise ausgesprochen:

B ist wie mb in der englischen Sprache auszusprechen;

C wie th, weich wie in dem Wort "That";

D wie nd, wie in "end";

G wie ng in "song";

Q wie ng, wie in "longer"; von mir "ngg" ausgesprochen;

R wie rr mit einem schweren Rollen;

U wird erklärt als oo;

V wird oft mit unserem Laut für b durcheinander gebracht. Harold Chamber stellt fest, dass das "V" fast wie im Englischen ausgesprochen wird, nur mit den Lippen zusammen; dies ist ein Laut, den ich nicht einmal mit Übung perfekt aussprechen kann. E, P, Y, und U werden in Fidschi-Worten gewöhnlich nicht gefunden, es sei denn, dass sie von irgend einer Sprache wie Polynesisch oder Englisch eingeführt wurden.

S.M. Lambert erklärt in seinem freimütigen und interessanten Buch: "A Yankee Doctor in Paradise", warum das Buchstabieren der Fidschi-Namen so ungewöhnlich ist. Die früheren Missionare von Fidschi, die die Bibel übersetzten und druckten hatten nicht genug Buchstaben in ihrer Typenkiste. Weil keine G und D - Laute auf Fidschi existieren, ~~xxxxx~~ ohne einen vorhergehenden N - Laut, brauchten die Drucker einfach nicht das N. Zum Beispiel der Name Nendarivatu, eine Gegend wo ich viel botanisierete; er wird in Fidschianisch Nendarivatu buchstabiert. Dasselbe geschah mit M vor B. Konsequenz dagegen ist die Schreibweise für ^{Fidschi} "mbovo" statt ^{einfach} "bovo". Ich habe versucht so zu buchstabieren, wie ein Durchschnittsamerikaner

die Laute aussprechen würde, anstatt so wie der Drucker mit seiner Typenarmut die Worte vor hundert Jahren buchstabierte.

In den Bergen hinter "meiner" Mbalange Kopra Plantage fand Samu einen Kleinen Baum, Pittosporum rhytidocarpum. Er steckte einen Zweig in die wallnussähnliche Frucht und begann dann stolz mit dem Saft durchtränkten Zweig auf seinem zerlumpten, ehemals weissen Hemd zu "schreiben". Das Gekritzeln hinterliess braune Flecken, die unauslöschlich schienen. Leider verstanden Ordenez und ich kein ~~Englisch~~ Fidschianisch und Samu kein Englisch und so war es sinnlos seine Laute zu notieren. Darum kenne ich den Namen für diese Pittosporum nicht in Samus Dialekt. In der Gegend von Serua, Viti Levu, nennt man sie nduva.

Eig liebliches kleines Kräutlein mit blass-blauen Blüten breitete sich auf einer feuchten Lichtung oberhalb des Hauses ~~xxxx~~ wie ein Teppich aus. Ich sah es an keiner anderen Stelle. Diese Limnophila rugosa, ein Rachenblütler, von Seemann 1866 unter einem anderen Namen erwähnt, wächst nicht nur auf Fidschi, sondern kommt von Indien bis Malaya und Polynesien vor, nur nicht auf Hawaii. Ein anderes Kraut, dass die Lichtungen dicht bedeckte war Lobelia zeylanica, die einzige einheimische Vertreterin ihrer Familie, die von Fidschi bekannt ist. Diese Tatsache ist bemerkenswert, wenn man die fidschianische Flora mit der der Hawaiischen Inseln vergleicht. Dort brachte die Lobelien-Familie eine Anzahl Gattungen hervor, die mehr als 150 Arten umfassen.

Eine andere floristische Anomalie begegnete uns in der Pfeffer-Familie (Piperaceae). In Fidschi ist der Pfeffer (Piper) mit einer grossen Anzahl von Arten vertreten. Peperomia, eine andere grosse Gattung der Piperaceae, dagegen ist selten. Umgekehrt in Hawaii, hier hat Peperomia eine Arten und Individuenfülle, während Piper ursprünglich überhaupt nicht vorkommt. Hawaii besitzt nur zwei eingeführte Pfeffer-Arten: Piper methysticum, bekannt als

awa bei den Hawaïern, Semoanern und Tahitiern; als kawa bei den Tonganern; yangona bei den Fidschiern. Durch prähistorische Menschen wurde diese Pflanze weit über Ozeanien verbreitet, als Spender eines wertvollen, zeremoniellen Getränkes. Die andere Art ist eine Form von Piper betle, wahrscheinlich durch Chinesen im letzten Jahrhundert eingeführt.

Eine der interessantesten ^t (Pfeffersorten) in der Gegend der Savu Savu - Bucht wächst von Weiden in Seeshöhe bis hinauf zu den Dachungen in 300 m Höhe. Smith identifizierte sie als Piper puberulum, varietät glabrum. Ein aufrechter Strauch, 1.20 m hoch, mit einem Rattenschwanz nicht unähnlicher, ~~Blütenständen~~ fahlgelben, aufrechtstehenden Blütenständen. Wenn die Früchte langsam zu einem schönen tiefen Rot heranreifen, biegt sich die Spitze herab und hängt herunter. In diesem Zustande ist die Pflanze sehr hübsch anzusehen, sie wäre es wert, in Gärten als Zierpflanze angebaut zu werden. Smith ungefähr 10 Jahre früher, und ich sammelten diese Pflanze an verschiedenen Plätzen. Im Regenwald von Nandarivatu, Viti Levu, erzählte mir ein Eingeborener, dass ~~das~~ die Fliegenden Hunde oder mbeka die Früchte fressen. Nahe Ngaloa, Viti Levu, nannte ein eingeborener Seruaner die Pflanze yangona, derselbe Name, den Smith auf Vanua Levu vorfand. Mehr noch, Smith's Varietät-Typus, den ich nahe der Sovi Bucht sammelte, wurde im Serua-Dialekt mit yangona-ngone und ngakawa bezeichnet. In der Umgebung der Sovi-Bucht gilt sie auch medizinisch als wertvoll. Um Fieber herunter zu drücken, zum Beispiel, trinken die Eingeborenen die aus der gekochten Rinde gewonnene Flüssigkeit; gegen blutigen Stuhl, den aus Blättern gebrauten Tee. Bei nach der Geburt auftretenden Frauenkrankheiten geben sie die Flüssigkeit der in Wasser zerquetschten Blätter den Frauen zu trinken.

^{Nur} Sehr wenige Lippenblütler konnte ich während meines achtmonatigen Aufenthaltes auf Fidschi ~~finden~~ finden. Eine davon, Pogostemon cablin, ein grober kräechender Strauch, wuchs in einer Lichtung nahe dem Gipfel des Vatunivamonde Berges. Monate später

sammelte ich dieselbe Pflanze in den verunkrauteten Niederungen von VatuKarasa, Viti Levu. Dort nannte man sie tukilashlam. Die Fidschier zerquetschen die Blätter, trocknen sie etwas an der Sonne und legen sie in Kokosöl, um das Öl wohlriechend zu machen. Das gebrauchen sie um Körper und Haar damit einzusalben. Obwohl dies die erste Erwähnung dieser Pflanze im Fidschi-Archipel ist, vermute ich doch, dass sie dort nicht ursprünglich ~~ist~~, sondern eingeführt worden ist, weil sie im tropischen Asien und auf Malaya allgemein angebaut wird.

Auf einer sumpfigen Weide, nahe unserem Hause standen alte Kokospalmen, deren Stämme zwei wunderhübsche Farnarten überwucherten, Humata heterophylla und Cyclophorus lanceolatus. Daneben versuchten noch zahlreiche ^{kleinere} Orchideen, Moose und Flechten ihren Platz am Stamm zu behaupten. Eine der merkwürdigsten ^tunter den Orchideen, eine Tenio-phyllum, bestand aus fest angepressten, spröden, bandwurmartigen Fäden, ~~wor~~ nur 2-3 ^{mm} Breite und 7 bis 15 ^{cm} Länge. Sie sahen grünlich bleich aus und zogen sich von einem gemeinsamen Mittelpunkt ~~aus~~ ausgehend strahlenförmig den glatten Kokos~~nuss~~-Stamm entlang. Am Mittelpunkt erhoben sich mehrere Kapseln, an denen ich erst feststellen konnte, dass ich eine Orchidee vor mir hatte. Als ich Frau Perham in ihrem Heim in Suva besuchte, zeigte sie mir in ihrem interessanten Wildgarten diese oder eine verwandte Art, die auf Bäumen wuchsen. Diese Orchidee, so erklärte sie mir, ist wahrscheinlich die kleinste von ganz Fidschi. Sie hat ihren Stengel auf ein Minimum reduziert und die bandwurmähnlichen Fäden sind tatsächlich ergrünte Wurzeln, die die Funktion von Blättern übernommen haben.

Ein sehr grober, lederartiger Farn, mindri genannt (Stenochlaena palustris), wächst in verwickelten Büscheln an der Basis der Kokosnuss-Stämme. Ungeschickt an den Stamm gepresst windet er sich an ihm 1,80 bis 3,60 m hoch. Das junge, etwas schlaffe Laub ergibt gekocht einen sehr schmackhaften Spinat. Für die Anfertigung ihrer Fischreusen binden die Fidschier Schilfrohr oder

Reisig mit den drahtähnlichen Wurzelstöcken zusammen, die sie erst im Feuer dazu biegsam machen. Ich passierte solche Reusen, als Wilkiami mich muskelstrotzend und Machelad von Mbalanga nach Valethi ruderte. Er behauptete, dass die Wurzelstöcke dieses Farns der Abnutzung durch das Salzwasser besser widerständen, als irgend eine andere ähnliche Pflanzenfaser.

Auf Vanna Levu sammelte ich ^{zwei} Arten von Tacca: T. maculata und T. pinnatifida, letztere farasiko auf Moalanga genannt. Eine Art Arrowroot-Stärke wird aus den Knollen dieser Art gewonnen, aber nach der Meinung eines eingeborenen Freundes "sterben die Hühner, wenn sie die zerschabten Wurzeln fressen". Der Wurzelstock der Arrowroot, die in Hawaii gefunden wird (T. hawaiiensis), möglicherweise nicht sehr verschieden von der farasiko, ist giftig. Man muss sie zerreiben, einweichen und gut waschen. T. maculata ist, wie mir ein 12-jähriger Fidechier sagte, ungeniessbar. Beide Pflanzen sind grobe, aufrecht^{te}stehende Kräuter von seltsamer Erscheinung. Sie gehören zu einer Familie, die nur aus zwei Gattungen besteht und weniger als 50 Arten zählt.

Auf Mbalanga glaubte ich eine dritte Art von Arrowroot gefunden zu haben und war glücklich bei der Aussicht, eine neue Art zu dieser seltsamen Gruppe von Pflanzen hinzufügen zu können. Diese Exemplare waren selten; sie wuchsen in sonnigen Dickbüschen auf den alten Wiesengründen. Die Blätter waren der Tacca ähnlich, aber anstatt hohl, war der Blattstiel markig. Ich konnte nirgends Blüten finden. Samu sagte mir, es sei Hoffnungslos nach ihnen zu suchen, da sie lange vor den Blättern erscheinen und bald verwelken^{en}. Zur Blütezeit wäre die Pflanze leicht zu finden, weil die Blüten einen überwältigenden Leichengeruch ausströmen. Meine dritte Arrowroot war ^Ndas ndsinga der Fidechier, später als Amorphophallus campanulatus, zu den Arongewächsen gehörend, bestimmt.

Der Bereich der ndsinga und ihrer verschiedenen

Varietäten und Formen erstreckt sich von den Südeinseln bis nach Indien. Diese Pflanze ist den Samoanern auch unter ndsings bekannt, den Marquesern und Tahitern als teve und den Malayen als mahee. Sie besteht aus einem stärkehaltigen, ungefähr 15 cm breiten und 7 bis 10 cm dicken Wurzelstock und wiegt 8 - 10 Pfund. Nach einer Ruheperiode, die ungefähr bis zum Frühling dauert, bilden sich am oberen Teil des Wurzelstockes viele fleischige, horizontal verlaufende Wurzeln und ein kurzer fleckiger Stamm mit zwei ungleichmässigen Deckblättern an der Basis. Dieser Stamm trägt einen einzigen Blütenstand von ungefähr 15 cm Durchmesser, 25 cm über dem Erdboden. Er besteht aus einer merkwürdigen braunen Blütenscheide, die nach Horne in der Mitte durch einen Kolben gehalten wird, um den herum die Blütenscheide, wenn sie noch unentwickelt ist, fest eingebüllt liegt, fast in derselben Weise, wie ein ausgespanntes glockenförmiges Zelt um den zentralen Pfosten steht. Kommt die Blüte zur Reife, breitet sich die Scheide wie ein Regenschirm aus, während der Rand einwärts eingerollt ist. Der Kolben ist durch die Ausdehnung der Blütenscheide wie der Handgriff eines geöffneten Regenschirmes freigelegt. Die untere ~~untere~~ Hälfte des Kolbens ist mit weiblichen Blüten bedeckt; darüber stehen die männlichen Blüten. Das Ganze ist zu einer langen, welligen, tief-purpurnen, rauen Spitze ausgedehnt. Hat die gesamte Blütenstruktur ihren Zweck Samen hervorzu- bringen erfüllt und verfault, erscheinen ein oder ganz selten zwei Blätter. Solch ein 65 - 125 cm hohes Blatt fand ich, ^{es} ähnelte einem Arrowroot-Blatt so sehr, dass ich mich bei der Bestimmung der Pflanze und der Familie irrte. Einen dieser Wurzelstöcke sandte ich an meinen Freund Colin Potter, dem Kustos des Foster Botanischen Gartens in Honolulu. Er pflanzte ihn ein. Wenn die Pflanze blüht, ^{da} der Blütenstand ähnelt dem berühmten Stinkkohl, würde sogar ein Blinder die Pflanze identifizieren können; der schreckliche Gestank ist zu charakteristisch. Die ndsings ist scharf im Geschmack und, wie mir Samu sagte, im frisch-
sehen Zustande giftig. Dieses Kenntnis werteten die Samoaner aus; sie schlugen ihre Frauen damit, wenn sie untreu gewesen waren. Die mi-
kroskopischen

Kristalle in der Wurzel wirkten beim Schlagen^{so}so, als wenn man sich nackt in einem Brennessel-Feld wälzen würde. Der moderne Marqueser verwendet die ndainga zu Ernährungszwecken selten oder nie, sondern nur zu Bereitung von Medizin. Die Fidschier ernten die sehr brennenden Knollen, wenn die Blätter abgestorben sind und die Pflanze sich im Ruhezustand befindet. Sie dienen nur völlig gar gekocht zum Gebraue^{er}. Man erzählt, sie fördere die Fermentation. Mit vielerlei Arten Wurzeln und Früchten vermischt nimmt man sie zur Herstellung des mandrai, des Fidschi-Brotes. Die Samoaner glauben, dass das einzige grosse Blatt bei der Erschaffung der Welt den Himmel emporbob. Für die Fidschier dagegen, ist die ndainga eine sichere Zufluchtsstätte, wenn das Ende der Welt herannahen sollte, weil die Pflanze ein "vasu" für den Himmel ist und deshalb besonders machtvoll. (siehe Seite).

Auf den Hawaiischen Inseln sind die Nied^{er}drungen mit ihren blass-grünen, silbernen kukui-Bäumen (Aleurites moulucana), die die Schluchten und Täler verschwenderisch bedecken, von weitem wunderbar anzusehen. Die dichten Wälder bestehen fast nur aus dieser einen Art. Auf Fidschi dagegen sah ich nichts dergleichen, höchstens gelegentlich mal einen verkrüppelten Baum. Der kukui oder tutui der alten Hawaier ist den Fidschiern die den Sesath - Dialekt sprechen als toto und in einigen Teilen von Fidschi, nach Seemann, als tutui bekannt. Dies ist ein interessanter sprachwissenschaftlicher Beweis für die Bluteverwandtschaft der beiden Inselvölker. Andere Fidschi-Namen für diesen Baum sind lauthi und sikethi. Obwohl der ölige Kern des Wolfmilchbaumes bei den Hawaiern die Hauptquelle für Beleuchtungszwecke liefert^{te}, benutzten ihn die Fidschier nicht für diese Zwecke, zumindest nicht die aus der Nandarivatu, Viti Levu, Region, die verwenden stattdessen Kauri-Harz oder Pech. Heute allerdings ist es ihnen in ihren alte alten Ländereien verboten, die Kauri-Bäume für Harz anzuzapfen, um diese Waldriesen für den einträglichen Holzhandel der Weissen zu erhalten. Ausserdem konnten durch dieses Verbot die Eingeborenen dazu gezwungen werden, Kerosine zu Lampenfüllung zu kaufen!

Der Saft des Kukuibaumes ist das Hauptfärbemittel für "^mMasi", den Rindenstoff. Damen von Rang benutzen den Saft zum Tätowieren. Von Seemann erfahren wir; "Kaum wird ein Kind geboren, eilt die Nebenfrau zum lauci, um eine Frucht frisch vom Baum zu pflücken, die sie in den Mund des Neugeborenen steckt, in der Überzeugung, dass der milchige Saft seine Kehle reinigen würde, damit er im Stande wäre, seine gute Ankunft nachdrücklich zu verkünden". Dies scheint uns ein ebenso drastischer Vorgang zu sein, wie die europäische Methode, das Kind bei den Füssen zu packen und zu schlagen, um es zu beleben. Die Hawaier bekämpfen den Mundschwamm, eine Pilzerkrankung des Mundes und Darmes mit einer grossen unreifen Kukui-Frucht. Sie brechen die Frucht auf, lassen an dem abgebrochenen etwas hohlen Ende den fast farblosen Saft austreten und berühren damit den ~~mitte~~ geöffneten Mund des erkrankten Kindes. Ich ~~leckte~~ selbst an solchem gesammelten Saft und verspürte einen ganz unangenehmen, adstringierenden Geschmack.

Eine weitere Pflanze, die mich als langjährigen Bewohner Hawaiis überraschte war der Bergapfel (Syzygium malaccense), ein Myrtengewächs. Auf den hawaiischen Inseln wächst dieser Baum in grossen Mengen in den dunkelsten, verborgensten Schluchten in etwa 750 m Höhe. Er trägt dort seine Blüten von März bis Mai; seine polierten, wachsigen "Äpfel" von Juli bis November. Diese duftenden, knusprigen, etwas geschmacklosen Früchte sind mehr für das Auge als für den Genuss. Dieser in Hawaii so häufige Baum ist in Fidachi nur einzeln vorkommend.

Die Fidachier kennen den Bergapfelbaum allgemein unter dem Namen kavika. Seemann nannte eine purpurn blühende Art, die kavika ndamundamu bezeichnet wird, und eine weisse blühende, kavika vulovulo. Horne bemerkte einige Variationen in der Frucht. "Er stellte fest," dass die Arten die ~~die~~ weissen und die die rote Früchte tragen am meisten geschätzt werden". Die kavika - Frucht ist ebenfalls eine der Zutaten zum Mandrai, dem Fidachi-Brot. Die Anfang August erscheinenden

Blüten kündigen dem Fidschier die Pflanzzeit für Yam, eine Winde mit kartoffelähnlichen Wurzeln, an.

Bevor ich Honolulu in Richtung Fidschi verliess, unterrichteten mich meine Freunde, wie vorteilhaft es für mich sei, wenn ich billigen Flitterkram zum Handel mit den Eingeborenen mitnehmen würde. Ich befolgte die guten Ratschläge und kaufte in einem Groschenladen in Honolulu für 30 Dollar Bijouteriewaren, kleine Parfümfläschchen Stück ein Groschen und die buntesten, grössten Socken, die ich auf-treiben konnte.

Mein Hauptquartier war das letzte europäische Haus längs der Savu Savu Bucht. Nach einer Woche entdeckten die paar Eingeborenen, die täglich am Strand vorbeikamen, dass Ordenez an aussergewöhnlichen Muscheln Interesse hatte und ich an allen Arten des Eingeborenen-Kunstgewerbes. Sie konnten diesen merkwürdigen amerikanischen »Mil-lionär«, - in den Augen der weissen und farbigen Briten sind die meis-^{ten} Amerikaner Millionäre, - nicht verstehen. Er kaufte gegen Bargeld oder tauschte wertvolle Dinge ein für ihre Baumrindenstoffe, Matten, Fächer, Käme, Keulen, Speere und Töpfe, ja sogar für völligen Krem-pel, wie Insekten, Einsiedlerkrebse, Landmollusken und Pflanzen, Dinge, die für sie keinerlei Wert besaßen. Die Kunde breitete sich schnell aus; Fidschier kamen von der oberen Spitze der Bucht, von der Küste und aus den Dörfern des Hinterlandes mit interessanten Bündeln zu mir, die sie an mich verhandeln wollten.

Ich versuchte meinen grossen Vorrat an schreiend bunten Socken loszuschlagen, aber leider vergeblich. Die Fidschier gehen barfuss einige Häuptlinge und Stadtbewohner tragen wohl gelegentlich Sandalen, aber stets ohne Socken. Es blieb mir nichts anderes übrig, als meine schönen, grell gestreiften Socken wider mit nach Hawaii zu^hrückzunehmen, wo ich sie nach vielen Monaten schliesslich schweren Herzen selbst auftragen musste! Sehr vorsichtig versuchte ich meine Parfüms und Bijouteriewaren zu tauschen. Ich erklärte ihnen dass sie »papalongi-Tand« (Tand des weissen Mannes) seien,

Erfolg. Die Eingeborenen wollten die Sachen gern besitzen, doch konnten sie die Ausgaben für die ^{Aus-} Schmückung der eigenen Person nicht aufbringen. Durch den Bankrott der Kopra-Industrie verblieb ihnen keine Möglichkeit Geld zu verdienen. Sie waren gierig darauf bedacht ein wenig Geld zu bekommen, um Streichhölzer, Kerosin, Tabak, Nadeln, Zwirn, Scheren, ^{Unter-} Messer, Hemden oder einige Meter billigen Kattun kaufen zu können. Diese zerlumpte Eingeborenen bestand keine Möglichkeit ihre Steuern zu bezahlen. Unter der vernünftigen Regierung des jungen Mr. Sykes, des Distriktkommissars, (Einige Distriktkommissare sind Schurken und Rohlinge), wurde ihnen die Steuerbürde in seinem Distrikt abgenommen; ~~desgleichen~~ auch die Gefängnisstrafe aufgehoben, wenn sie ihre Steuern nicht bezahlt hatten. Würde das Gesetz für Steuervergehen Gültigkeit haben, würde die gesamte Eingeborenenbevölkerung im Gefängnis schmachten.

Zuerst kaufte ich die Sachen von den ^{im} Eingeborenen, ich bezahlte für eine hübsche ein bis zwei Meter lange Pandanusmatte vielleicht sieben ^C Shillinge. War der Verkäufer ein Mann, pflegte ich ein Parfümfläschchen zuzugeben; war es eine Frau, gab ich ihr ein Schmuckstück. Beide Seiten waren zufrieden gestellt. Als mein Bestand an Geld bedrohlich zusammenschmolz, da keine Bank in der Nähe, um einen Scheck zu honorieren und die Post unregelmässig und selten, begann ich ein altes Hemd, ein Unterhemd oder eine alte Unterhose gegen eine solche Matte zu tauschen. Als ^{ich} schliesslich alle meine alten und fadenscheinigen Kleidungsstücke verhandelt hatte und immer noch Fidschier mit interessanten Kunstgewerbessachen an meine Tür kamen, brach ich sogar den Vorrat meiner besseren Kleider an; zum Schluss gab ich sogar meine neuen Anzüge. Beim Verlassen von Venus Levu bestand meine Garderobe nur noch aus meinem "Botanisieranzug", einem neuen Anzug und meinem Smoking-Jackett. Eines Nachmittags kam der joviale, kraftvolle und praktisch begabte Priester Vater A.J. Laplante zu mir zum Tee. Ich erzählte ihm von meinem Tauschhandel. Lachend rief er aus, dass er jetzt das Geheimnis aufklären könne, warum am letzten Sonntag die

Eingeborenengemeinde so auffallend gut angezogen zur Kirche gekommen sei. Alle meine Kleidungsstücke waren zur Kirche gegangen!

Kapitel 4

Zwischenspiel am Yanawai

Herr Mark Dods war nicht nur mein Hauswirt auf Mbalanga, sondern auch bald mein Freund und Beschützer. Er gestattete mir lediglich das Benzin zu bezahlen und besorgte ein Pfahlmuschel-zerfressenes Boot und einen miserablen, stierenden, halbfidschianischen Idioten, dessen einzige Aufgabe darin bestand, das einsickernde Wasser aus dem Boot zu schöpfen, damit der Kahn nicht absank. In diesem Boot machten wir uns eines Tages mit Herrn Dods, seinem Freund, ^{Wm. Burt} einem Bootsbauer, und einem Gold-Prospektor auf, um nach der Mündung des Yanawai-Flusses, ^{Savu Savu} ~~die~~ gerade am Horizont ~~xxxxxxxxxxxx~~ am anderen Ende der Bucht zu erkennen ~~war~~, zu fahren. Ein herrlicher Tag, das Wasser so klar, dass man riesige lange ~~whesse~~ Korallenzweige in beträchtlicher Tiefe sehen konnte. Die See so sanft, dass ich grosse Mengen dicker, silbriger Seewasser (striders) beobachten konnte, die wie der Blitz davonhuschten, wenn das Boot in ihre Nähe kam.

Herr Dods besass am Yanawai Waldungen und hier, in einem nach Fidschi-Stil gebauten Hause mit Sicht über den Fluss, schlugen wir am Nachmittag unser Hauptquartier auf. Unser Wirt übernahm die Führung. Er trug eine Flinte bei sich, um die grossen, braunen Fruchtauben zu schießen, die in den Spitzen der Bäume wie eine Basstrommel gurrten. Odonez und ich zogen langsam auf Pflanzensuche hinterdrein. Auf diese Art sammelten wir auch in den nächsten Tagen und fanden viele interessante, darunter einige hervorragende Exemplare.

Weil ich wusste, dass Tucker Abbott, mein Kollege und Weichtierspezialist von der Cheng Ho, niemals in dieser Gegend sammeln würde, beschloss ich, ihm zur Überraschung durch die Post einige der hiesigen Schnecken zuzusenden. Auf der Suche danach drehte ich mehrere

faulende Baumstämme und ^{Pfe}Zweige um die auf dem Boden lagen. An einem dicht bewaldeten Abhang ohne Unterholz bemerkte ich auf meiner Schnecken-^{am}suche eine purpurrote, steif aufgerichtet dastehende Pflanze, fest unsichtbar, der Stengel nicht viel dicker als ein Pferdehaar oder eine Schweinsborste. Sie trug keine Blüten, aber kleine Häufchen, im Wuchs ähnlich anzusehen wie eine grobsamige getrocknete Brombeere. Ich kannte die Pflanze nicht, war auch nicht sicher, ob ich einen merkwürdigen Pilz oder eine Blütenpflanze vor mir hatte. Ich nahm meinen Hut ab, legte das Pflänzchen hinein, entschlossen dieses geheimnisvolle Gewächs fortzuwerfen, wenn ich keine anderen dieser Art finden würde. Warum sollte ich wegen einer einzigen 5 cm hohen Pflanze einen bestimmten Botaniker verrückt machen, noch dazu wo die Reife schon ^{so}weit fortgeschritten war, dass ein besonderes Fingerspitzengefühl zur Bestimmung gehörte. Es würde zu Zähneknirschen und Haeresenrufen in einem sonst friedlichen Museum führen. Ich sah mich vorsichtig um, ob vielleicht schwarze Waldameisen in der Nähe seien; die kräftig mit ihrem harten Kiefern zuschnappen und einen Mund voll Fleisch wie eine Bulldogge festhalten. Sie krümmen ihren Leib schnell ~~wie~~ wie eine erschrockene Katze und man hat dann das Gefühl, als ob sich ein glühender Feuerhaken in's Fleisch bohrt. Diese blutrünstigen Ameisen hatten mich vor einiger Zeit von der Erde hochgejagt, als ich friedlich mein Mittagessen im Walde einnehmen wollte. Diese Gegend schien frei von diesen Qualgeistern; so kniete ich mich hin und suchte die Nachbarschaft ab und fand eine ganze Anzahl von reifenden Pflänzchen, die hier und dort verstreut in den verrotteten Blättermulden standen.

Diese Pflanzen, die ich kniend sammelte, wurden von Dr. Smith als Andraria vitiensis identifiziert, zur Familie der Triuridaceae gehörend, einer Familie, von der ich (sicher auch der Leser) bis dahin nur unbestimmtes gehört hatte. Wie wir heute wissen, besteht die Familie aus sechs bis sieben Gattungen, die ungefähr 75 Arten umfassen, alle von faulenden Pflanzenteilen lebend. Sie hat ein ausgedehntes aber weit stverstreutes Verbreitungsgebiet in den Tropen, ist sehr selten

und so unbekannt, dass der Monograph H. Giesen im Jahre 1939 sagte, es sei noch ungewiss, ob die Triuridaceae zu den Einkeimblättrigen oder Zweikeimblättrigen Pflanzen gehören; oder ein Zwischenglied sind. Wahrscheinlich besteht eine Verwandtschaft mit den Liliengewächsen oder Froschlöffelgewächsen. Über die Triuridaceae war für den Pacifik nur östlich der Neuen Hebriden berichtet worden, bis Smith diese Art am 2. April 1934 in einer Kalkstein-Gegend im Wald, wenig über Meereshöhe gelegen, auf Vanua Mbalavu, fand. Er beschrieb und bildete sie zwei Jahre später ab. Seine Exemplare schienen kräftiger als die meinen zu sein und (nach seinen Zeichnungen) ein wenig verschieden.

Am Yanawai, ebenso in anderen nassen, mässig lichten Wäldern, sammelte ich gute Exemplare der Alainia boia, zu ^{der} Ingwerfamilie gehörig. Ein auffallendes Kraut, 3 bis 6 m hoch, mit purpurnen Blattstielen, bis zu 50 bis 60 cm breiten Blättern, und einem grossen hängenden Blütenstand, an dem in den Achseln von Deckblättern zweireihig angeordnet die Teilblütenstände entspringen; sie tragen später die blassgelben Früchte. Für die Fidschier der Nandarivatugegend hat die Pflanze keinen Nutzwert, aber die Wurzelstöcke werden von wilden Schweinen gefressen. Im Sabatu und anderen Dialekten heisst sie mboia. Sie ist ihre »Geisterbananen« und nach Seemann » kann sie von Sterblichen unbestraft nicht berührt werden.« Mboia wäre für Freilandpflanzung in tropischen Gärten sehr geeignet.

Nicht weit von unserem Grasshaus, das über den Yanawai Fluss sah, fand ich, während wir von Herrn Dods geschossene Wildtauben brien, einige verzweigte, ca 12 m hohe Bäume von Casuarina nodiflora, meinem Gastgeber als thaukoura bekannt. Sie erschienen mir sehr fremdartig mit ihrer lachen Form und aufrechtstehenden blattähnlichen Zweigen. Das Holz verfault schnell; der Baum eignet sich aus diesem Grunde nicht für Bauholz. Später sah ich in Maravu, Vanua Levu, einige Exemplare. Dort erzählt man gleichfalls, dass er von geringem Wert sei; dagegen um Ngaloa, Viti Levu, machten mir die Eingeborenen widersprechende Angaben über seinen einheimischen Namen und den Gebrauch.

Nach Seeman ⁱⁿ war bekannt als velao; nach Horne als kau kuru um Mbusa, Insel von Vanua Levu.

Auf einem umgestürzten Baumstamm im dichten Wald ^{der} fand ich ein kleines fremdartiges Moos. Es sah glänzend und tief dunkelgrün aus, wie ein Miniaturfarn mit aufrechtstehenden paddelförmigen Blättern, die Blattstiele und Mittelrippe hatten. Von allen Moosen die ich auf Fidischi sammelte, war dies meine einzige Neuheit. Ich sandte es an Herrn Edwin B. Bartram, der es Calymperes petiolatum benannte.

Casuarina nodiflora wächst in Regenwäldern auf fettem Boden und erreicht nach Seeman häufig 20 m Höhe, eine Höhe die C. equisetifolia in Fidischi nicht erreicht. Nahe dem Salzsee auf Vanua Levu sammelte ich später Exemplare davon, dort als nokonoko bekannt; später jedoch sah ich sie öfter, aber immer verstreut und einzeln in den trockenen Gegenden an der Seeseite von Viti Levu. Bei dieser Art hängen die blättrigen Zweige herunter. Die Fidischiexemplare haben aus der Entfernung ein sehr unterschiedliches Aussehen, gegenüber den in Hawaii eingeführten Pflanzen, dort ebenfalls als C. equisetifolia bekannt. Nokonoko - Holz, "Eisenholz", ist so schwer, dass ^{es} im Wasser sinkt; ^{gut} ausgetrocknet gibt es ~~gutes~~ gutes Bauholz. In alten Zeiten gebrauchten es die Fidischier für ihre Wurfscheiben, oder mboli-mboli, von denen mehrere für sofortigen Gebrauch in ihren Lendenschürzen steckten und für masi-Rindenstoff-Klopfer. Wir hören von Seemann, dass des Baumes düsteres Aussehen, der wehklagende Laut, wenn leichter Wind in den Zweigen spielt, starke poetische Empfindungen hervorruft; darum wird nokonoko in grossen Mengen in Gräbern angepflanzt; ein schönes Gehölz solcher Art sieht man in Lakemba, wo es den Beerdigungsplatz eines toten Häuptlings umgibt."

Am Rande einer Lichtung zeigte mir Herr Dods einen grossen, hübschen Baum mit groben, länglichen, lederartigen Blättern, mit kleinen weissen Blüten von schwach-purpurner Färbung und einer grossen, eiförmigen Frucht in rauher, holziger, lichtbrauner Schale. Er heisst makite (Perinaria glaberrima), zur Rosenfamilie gehörend.

Man findet ihn von Java bis Bornee, Melaya und bis nach Polynesien. Seemann, der die unterschiedlichen Typen der Eingeborenenhäuser ^{auf Fidschi} in den verschiedensten Gegenden untersuchte, stellte fest, dass makita das Hauptmaterial zur Bedeckung der Seitenwände von Häusern, Kirchen und Tempeln ~~liefer~~ liefere; in heidnischen Zeiten dagegen nur ausschliesslich für Tempel vorbehalten war. Die beblätterten Zweige, hier am Yanawai im Mbus-Dialekt mala genannt, hatte man auch zum Decken unseres Hauses genommen. Das Holz der makita ist wertvoll zur Herstellung von ~~zinnstux~~ Spanten für Kanus. Die Frucht, mal in Mbuan genannt, hat verschiedene Verwendungsmöglichkeiten. Sie gibt ein duftendes Öl, das die Fidschier und Samoaner zur Parfümierung von Kokosnussöl gebrauchten. Sie benutzen das Öl dann wie einen angenehmen Jold-Cream auf Haar und nacktem Körper; gleichzeitig ist es regensstossend. Den Glaser-Kitt-artigen Kern benutzten Herrn Dods Eltern und Nachbarn zum Kitten von zerbrochenem Tongeschirr.

Einige Tage vorher fand ich nicht weit von Herrn Dods Hause auf Mbelanga eine verwandte Art (Perinarium insularum). Ein 8 m hoher Baum mit bräunlich-weißen Blütenblättern. Die wohlriechende, platte Frucht trug ich mehrere Tage in meiner Tasche, um mich daran zu erfreuen. Beim Versuch eine zu essen musste ich bemerken, dass sie kaum genießbar ist; das Fleisch erinnerte mich an eine grobkörnige Birne. Smith fand diese Pflanze, sea genannt, in Vanua Levu; denselben Namen trägt sie in Samoa. Auch dort benutzt man sie zur Parfümierung von Kokosnussöl, wahrscheinlich wird das auch in Fidschi getan, obgleich ich keinen Bericht darüber bekommen habe.

~~Ein~~ ^{ein} ~~der häufigen~~ aber merkwürdigen Farn wuchs in der Gegend des Yanawai weit verstreut auf dunklem Waldboden, niemals in Kolonien oder Haufen: Schizaea dichotoma. ^{Exist} Ein Mitglied der Schizae- ^a ~~Familie~~ Familie, einer kleinen Familie, die nur vier ungewöhnliche Arten umfasst. Dieser Farn mit seinen vielen schlecht beschriebenen Formen und Varietäten wächst überall, von der Südküste bis nach Asien und Madagaskar.

Seemann kannte ihn als sengato-ni-tauwa. Auf der Insel Erromanga nennt man ihn nemperi oder "Friedensbringer", weil in alten heidnischen Tagen irgendjemand, der solchen Zweig trug, als Nichtkämpfer angesehen und auch als solcher behandelt wurde. ^{Zweig} 30 cm oder mehr hoch, hat er einen im Umriss fächerartigen Wedel, der aus einer Anzahl steifer, gabelförmiger - verzweigter Segmente besteht, die an ihren Enden 3 mm lange braune Sporenbehälter tragen.

Hier und dort wuchs im offeneren Wald

ein ziemlich unkrautähnlicher Strauch oder kleiner Baum von ca 2 m Höhe, Melastoma malabethricum. In der Gegend vom Yanswei und auch bei Ngaloa kauen die Fidschier die Blätter als Mittel gegen Mundfäule. Ich ess die kleinen Früchte ohne Nachteile. In Serua, Viti Levu, wo die Pflanze kannisinga genannt wird, erzählte man mir, dass nur fliegende Fische oder mbeka, die Früchte fressen.

Da, wo ich die Melastoma fand, entdeckte ich gleichfalls die bemerkenswerte ~~anz~~ Verwandte der Nadelgewächse, Gnetum gnemon var. domesticum. Diese Pflanze, zusammen mit 30 anderen ihr sehr ähnlichen, umfasst die Familie der Gnetaceae. Obwohl Gnetum eine ~~Naektsadige~~ Pflanze ist, trägt sie statt Nadeln gegenständige lecherige, ~~brun~~ ^{braun} linx eiförmige bis lanzettliche Blätter, die netzartig gebüet sind und so den typischen Angiospermen oder Blütenpflanzen gleichen. Paradoxerweise jedoch trägt diese Gnetum hellrote, steinfruchtartige, nackte Samen in rattenschwanzartigen, rauhen Zapfen, die weder im Aussehen noch im Bau einer Angiospermenblume gleichen. Die Fidschier der Savu-Savu-Gegend essen die Samen und jungen Blätter dieses Baumes gekocht. Ein Fidschier von Serua nannte die Pflanze wasokan, sie benutzen das Holz nur zum Brennen, essen auch die Samen, aber nicht die Blätter. Nach Smith, der Fidschi 10 Jahre vor mir besuchte, benennen die Eingeborenen die Pflanze auf Kandavu sikan; mbui ni vondre um Thakaumdrove, Vanua Levu; und mbela sikan auf Koro. Eine wirklich auffallendes Gewächs, ⁵ sicher nicht das tatsächlich fehlende Bindeglied zwischen Gymnospermen und Angiospermen, aber gewiss nahe

Eine Pflanze schätzte Herr Dods vor allem auf seinem Yanawai-Land, die wald-liebende Balaka canesta, eine kleine, schlanke, federblättrige oder niedrige Palme. Mit seiner Machete schnitt er mehrere dieser Palmen aus der Erde, sie tragen an ihrem angeschwollenen Ende eine ganze Anzahl zusammengedrängter Würzelchen. Sorgfältig entfernte er die Würzelchen, polierte ~~das~~ die dicke Basis und hielt endlich den Griff eines Palmenspezierstockes in der Hand, der von den Touristen in Suva für teures Geld gekauft wird. Ich verwahrte Blätter, Stämme und Blütenstände mit den kleinen Blüten und dunkelroten Früchten für das Herbar. Unter diesen kleinen Fächerpalmen sah ich einige sehr grosse mit hellroten Früchten, die sich als ^{Vitib}~~Phoenix~~ sessilifolia erwiesen. In früheren Zeiten schnitzten die Fidschier dieser Gegend aus dem harten Aussenteil des Stammes, wo die Gefässbündel am zahlreichsten sind, ihre Spere.

Während unserer Palmen sammeln im dichten Walde, kamen wir an einer einzeln stehenden, ¹⁰ ~~sehr~~ gewöhnlich schönen Pfefferpflanze vorbei. Sie war ungefähr 1 m hoch und trug zwischen den Blättern verborgen eine Anzahl stark zurückgebogener, orangefarbener Blütenstände, ~~mit hellroten Früchten~~. Sobald sie hellrote Früchte tragen, stehen sie steif aufrecht und sind deutlich zu sehen. Dr. Smith nannte diesen Fund freundlicherweise Piper Degeni. Er schrieb: "Ein Glied der Gruppe Eupiper C.DC., die neue Art ist nicht eng mit Piper ^{agum} ~~insectifolium~~ C.DC. verwandt, das voraussichtlich das einzig bekannte einheimische, fidschianische Glied dieser Gruppe war." Die neue Art scheint verwandt mit einer philippinischen Art zu sein.

Auch eine neue Myrthe konnten wir finden, Syzygium simillimum, einen sparsam verzweigten Baum, ca 3. 5 m hoch, mit rosafarbenen Kelchblättern und blassgrünlichen Blumenblättern. Die dunkelrote Frucht hat eine Länge von 8 mm. Nach Merrill und Perry zeigt sie eine bemerkenswerte Ähnlichkeit mit der S. Beccarii von Sarawak, Borneo, also ca 4000 Meilen entfernt.

Zwischeninselboote verkehren auf Fidschi nicht nach einem festgelegten Fahrplan, sondern nur wenn ein Transport notwendig wird.

Die Länge des Aufenthaltes in einem Hafen hängt von der Zeit ab, die ^{man} zum Auf- und Abladen ^{des Koffers} benötigt ~~man~~; manche Kolonisten behaupten allerdings, dass die Laune des Kapitäns ausschlaggebend dafür ist. Erheben sich plötzliche oder lang dauernde Regenstürme während des Auf- und Abladens, muss die Arbeit, aus Furcht, dass die Meicht verderbliche Ware nass werden, ~~man~~ modern und verderben könnte, unverzüglich eingestellt werden. Sie wird erst wieder aufgenommen, wenn die Gefahr des Nasswerdens vorbei ist. Unter diesen Umständen konnten wir als beste Nachricht von den Kolonisten erhalten, dass die "S.S. Yanawai", nach dem Fluss benannt, den wir gerade besucht hatten, am 12. Januar erwartet wird, es könne sich aber um 2 bis 3 Tage verzögern, vielleicht aber auch diese Route ganz ausfallen."

Nachdem wir noch den ganzen Nachmittag des 11. Januar und am folgenden Morgen auf Dods Yanawai-Land gesammelt hatten, glaubten wir, es wäre Zeit zum Aufbrechen, um den Dampfer zu erreichen, der uns in der Nacht nach Savu, Viti Levu, bringen sollte. So schleppten wir unsere wenigen Habseligkeiten und unsere wertvollen Pflanzen runter zum primitiven Landeplatz, weteten mit ihnen zum Boot, verstaute sie auf den Sitzen, um sie trocken zu halten, weckten unseren stierenden Idioten, der gleich mechanisch anfing, Wasser aus dem Boot zu schöpfen. Gegen ein Uhr mittags schoben wir das Boot in's tiefe Wasser. Weil ein ungünstiger Wind wehte und wir Zeit sparen wollten, kreuzten wir über die Savu-Savu-Bucht anstatt die Bucht an der Küste entlang rumzufahren. In der Hoffnung, dass ein Fisch anbeissen würde, warfen wir ein oder zwei Leinen über Bord, das Wasser schlug kleine Wellen, und unser Idiot schöpfte. Nach einer Weile zog Ordóñez an und landete tatsächlich einen anderthalb Meter langen Fisch, ähnlich dem alus der Ha- weischen Gewässer. Erschöpft von dieser Aufregung legten wir uns auf das sonnige Dach unseres Bootes, während unser Idiot indessen immer noch Wasser "pumpte". Die Wogen wurden höher und höher, weisser und weisser, wir hatten noch nicht ein Viertel unseres Weges über die Bucht hinter uns. Wir beide, Ordóñez und ich, hatten auf der Cheng Ho schwere See erlebt

und daher physisch im Gleichgewicht. Unser Idiot ermüdete langsam, das Schöpfen ging nicht mehr so flott wie am Anfang. Ich blickte voraus, ich blickte zurück, wir waren noch nicht den halben Weg drüben und die Wellen wurden immer höher und weisser. Wenigstens würde wohl das Vorgebirge die volle Kraft der Ozeanwellen und des Windes brechen.... Unser Idiot schöpfte.....Gelegentlich klatschte ein kalter Kugeln Salzwasserregen auf uns nieder, es machte immer mehr Schwierigkeiten, sich auf dem Boden Dach der Barkasse festzuhalten.... Unser Idiot schöpfte.....Um die Sache noch abwechslungsreicher zu gestalten, erfreute uns der Ozean ab und zu, ~~mit~~ wenn das Schiff plötzlich schlingerte mit einem Guss Seewasser, der uns beinahe das Herz in den Mund brachte. Mich festhaltend, wo immer ich Halt fand, kroch ich schmachvoll zu einem sicheren Sitz.....~~Unser~~ Idiot schöpfte..... Ich wurde zunehmend nervöser; unser Gastgeber und seine Bekannten schwatzten über den Wind, die Landmarken, den Fisch, den wir gefangen hatten und den Dampfer "S.S. Yauwai". Unser stierender Idiot liess sich nicht aus der Fassung bringen und schöpfte mechanisch weiter. Die Schaumkronen der Wellen schlugen mitunter in das Boot; ich dachte an meine schweren geschnürten Stiefel und fest anliegenden Reithosen. Der Idiot schöpfte..... Zu mindesten würde mich kein Hai lebend fressen..... Der Idiot schöpfte.. denn nach ein paar heftigen Schlucken Salzwasser wurden mich meine schweren Stiefel auf den Grund der Bucht ziehen, um dort neben meiner metallenen Pflanzenpresse zu ruhen.....der Idiot schöpfte langsamer..... in diesem Falle würde es mir erspart ~~bleiben~~, die schlimme Nachricht zu Ordonez liebenden Eltern zu bringen.... Der Idiot schöpfte.....Da, plötzlich begannen die Wogen kleiner zu werden vor und lag rechter Hand das Vorgebirge. Ich kam von meinem Binsen wieder auf die Erde zurück, befreit und stolz, dass ich mein "Gesicht" nicht verloren hatte, weil ich mir von meiner Furcht nichts hatte anmerken lassen. Nein! Nie wieder würde ich mit einem ~~Schiff, xxx~~ von Pfahlmuscheln zerfressenen Schiff oder irgend einem ähnlichen Boot auf einem Wasser, das grösser als ein Mühlteich wäre, fahren; dies schwor ich mir. Wir erreichten Mbalenge nach einem "ereignislosen" Nachmittag in der

Dunkelheit.

Nach der Landung erzählte uns der freundliche William, dass die "S.S. Yanawai" bald in Valetti erwartet würde. Ordóñez und ich schlangen schnell ~~einige~~ ein wenig Essen herunter, packten ~~schnell~~ hastig alles zusammen, gaben zuletzt noch ein paar bunte Kleinigkeiten und Reste an unsere liebenswürdigen fidschianischen Freunde, dankten Herrn Dods herzlichst für seine vielen Freundlichkeiten, die er uns erwiesen hatte und häuften alle unsere ~~Matseligkeiten~~ Matseligkeiten, die fidschianischen und die anderen in der Barkasse aufeinander. Der arme starrende Idiot begann gleich wieder zu schöpfen, so schaukelten wir mit Herrn William Witherow, dem Bootsbauer, am Steuerruder die drei Meilen nach Valetti. Als wir um eine kleine Insel kamen, sahen wir die Willkommenslichter der "Yanawai" in der Entfernung; ich seufzte vor Erleichterung, dass dieser ereignisreiche Tag endlich ein Ende finden sollte. Aber, was ist denn das? Die Lichter, anstatt näher zu kommen und heller zu werden, verschwanden allmählich über dem Horizont in der Dunkelheit. Wir hatten unser Schiff verpasst.

Kapitel 5

Die heißen Quellen

Das Schiff zu verpassen bedeutete, das wussten wir, dass wir nun mindestens für 2 - 4 Wochen in der Savu Savu-Bucht ~~in der~~ Gegend von Vana Levu festsitzen würden. Wir beschlossen deshalb, das Beste aus unserem Pech zu machen. Inzwischen war es 2 Uhr morgens geworden (~~13. Januar~~). Wir liessen unser Gepäck auf den Bänken der leckenden Barkasse, zogen sie in den Schlemm des seichten Wassers hinein und bänden sie fest. Todmüde wanderten wir in der Dunkelheit eine kurze Strecke bergauf zu dem einzigen Hotel dieser Gegend. Wir weckten die Wirtin, die Witwe eines Geschäftsführers einer Kopraplantage. Nach meiner Erklärung, dass Herr Ordóñez Ehrenstudent in Hawaii und den Umgang mit weissen Amerikanern gewohnt sei, liess sie uns ein und zeigte uns ein hübsches Zimmer, hohes ~~getäfeltes~~ getäfeltes Zimmer. Wir krochen in unsere Betten, breiteten unsere Moskitonetze über uns aus und verfielen augenblicklich in einen tiefen Schlaf, der bis zum Mittag währte. Das Hot Springs-

Hotel, das uns als einzige Übernachtungsgäste beherbergte, ein einfach gebautes, wellblechbedachtes Haus, war ~~ein~~Kneips im Moment nur als einfache Kneipe mit ~~einer~~ Bar in einem Seitenflügel eingerichtet. Weil die Wirtin illegal Schnaps ~~an~~eingeborene Fidechier verkauft hatte, war ihr der Ausschank vom gewissenhaften Distrikt-Kommissar Sykes geschlossen worden. Sie ~~klagte~~ immer noch über diese ~~ungerechte~~ Handlungsweise. Obwohl das Hotel regeln und sogar eine Badewanne mit fliessendem warmen und kaltem Wasser ~~bessers~~, das wir mit dem grössten Vergnügen benutzten, waren die Toiletten paradoxerweise im schlechtesten Zustande und lagen ein Stück entfernt im Hinterhof. Ein erschreckt und ~~angstlich~~ blickender ^(ostindischer) Kellner stand im Essraum unseren Wünschen zur Verfügung. Er schien ein dauernden Beschimpfungen ausgesetzter Sündenbock zu sein und hatte mehr das Aussehen eines grausam geschlagenen Hundes, als das eines menschlichen Wesens. Dies machte uns mit ~~traurig~~ und trübe! Das Etablissement sah in Friedenszeiten sicher bessere Tage. Die gegenwärtige finanzielle Depression zeigte sich an dem unbenutzten Tanzsaal, den verfallenen Bädern, die durch heisse Quellen unterhalb des Hügels auf der Weide, gespeist wurden.

Diese Bäder machten sich durch ungeheure Moskito-Schwärme bemerkbar. Unsere ersten paar Mahlzeiten mussten wir ständig unterbrechen, um an die ~~die~~ Beine zu schlagen, um die Quälgeister zu verschrecken. Diese Tag-Moskitos mit schwarz-weiss-gegingelten Beinen waren natürlich ebenso auf ihre Mahlzeit bedacht, wie wir auf die unserige. Nach einem Schlag auf meinen Knöchel, meistens zu ungeschickt zur Vernichtung, flog solch ein bewegliches getarntes Moskito mit hüpfendem Flüg in rettender Flucht in einem breiten Bogen davon, um sich dann auf der Unterseite meines Stuhls wieder niederzulassen. Beschäftigte ich mich dann mit dem nächsten Gang meines Mahls pflegte die hochstimulierende Sängerin wieder einen geheimen Angriff auf meinen Knöchel zu machen; gewöhnlich endete der neue Versuch mit Erfolg. Die Fideschi-Moskitos sind nicht nur eine schwere Plage, sondern können ihre Opfer mit Filaria, dem gefürchteten Erreger der Elephantiasis, infizieren. Am zweiten Tage endlich lösten wir das "Mahlzeit-Problem": wir umwickelten unsere Beine mit Badehandtüchern. So auf Moskitos aufmerksam geworden, entdeckten wir eine grosse Anzahl in allen Grössen, angefangen bei ihren Larven.

in unserem Wasserkrug und ein oder zwei in unseren Trinkgläsern, die der Kellner aufgefüllt hatte. Wie viele hatten wir wohl davon schon getrunken???

In Amerika erwarte ich, für alles was ich gebrauche, bezahlen zu müssen. Meine Wirtin gab mir aber einfach die Schlüssel zum Tenzesal wo ich mit Hilfe Williams und meiner Fidschianischen Freunde meine vielen Pakete unterbringen konnte. Hier stellten wir unseren Pflanzentrockner auf, und setzten das Pressen und Trocknen unserer Yanawai-Pflanzen fort.

Wir besuchten die berühmten heißen Quellen in der Nachbarschaft und waren peinlich berührt, sie von hässlichem Urast umgeben zu sehen. Das dampfende sprudelnde Salzwasser erzwang sich seinen Weg aufwärts zwischen einigen dalo-Stöcken (*Colocasia antiquorum*), die dort zum Kochen hingeliegen. Das Wasser ist nicht ganz kochend, aber so heiß, dass als ein springendes Kalb hineingeriet, so erzählte man mir, an den Verbrühungen ~~erstarrt~~. Während meines Hotelaufenthaltes sammelte ich keine Pflanzen, doch fesselten mich die Blau-grünen-Algen, die in dem reissenden Lauf der Thermalquelle hin und her schwangen. Wie viele Neuigkeiten könnten an diesem einsamen Platz des südlichen Pazifik noch entdeckt werden.

Rev. Walter Lawry, dessen altmodischen Holzschnitt ich hier abbilde, schrieb im Jahre 1852/3: "Wie ich bereits erwähnte, sind fünf heiße Quellen in Savu Savu. Sie nehmen ein Becken von 40 Fuss im Durchmesser ein. Die Wassertemperatur dieser Quellen beträgt 200°-210°. Sie ^{Sie werden von den Eingeborenen zum Wasserkochen benutzt.} Sie stellen die taro (dalo) oder Yams in die Quelle und bedecken die ^{Lebensmittel} mit Blättern und Gras. Obwohl das Wasser vorher kaum die Anzeichen vom Sieden zeigt, wallt es sofort auf. Es sprudelt 8 - 10 ²⁰ hoch, mit dem gleichen Geräusch, das ein Kessel auf dem Feuer verursacht. Taro, Yams, etc., die hinein getan werden, sind in etwa 15 Minuten gar. Die Quellöffnungen haben 18 Zoll bis 2 Fuss Durchmesser. Sie sind anscheinend von den Eingeborenen für ihre eigenen Zwecke ausgehöhlt worden." Nach John Horne, der die Quellen ungefähr 25 Jahre später besuchte: "Das Wasser kocht in diesen Öffnungen bis zu einer Höhe von ungefähr einem Fuss mit gurgelnden Geräuschen auf. Nachdem das heiße Wasser den Quellen entsprungen ~~ist~~, mischt es sich mit einem Strom kalten Wasser, der nur 3 Fuss entfernt ist, und fließt als kleiner Bach in den Ozean, wo die Gezeiten hin

und herwogen. Bei Flut wird dieser Bach von Eingeborenen zum Baden besucht. Da sich das heisse Quellwasser mit dem Seewasser ^{ver-}mischt, können Bäder jeden Temperaturgredientes genommen werden; man braucht nur ein paar Meter den Bach hinauf oder hinab gehen, man erhält dann die Temperatur, die dem Körper zuträglich ist. Die Eingeborenen sind der Meinung, dass die Bäder mancher Krankheiten beseitigen und heilen."

Fräulein C.F. Cumming, die die Quellen um dieselbe Zeit wie Horne besuchte, bemerkte dass die Eingeborenen "ihre Krabben, Bananenbündel, Yams oder taro. in Bananenblätter einwickeln und die in der brodelnden Quelle absetzen; dann gehen sie dorthin baden, wo sich der kalte und der heisse Strom mischen. Bei ihrer Rückkehr finden sie ihre Mahlzeit gekocht vor. Das Wasser schmeckt Wasserst unangenehm und sehr salzig, die Lebensmittel kochen jedoch darin ausgezeichnet. Die Menschen, die hier baden, sind frei von vielen Krankheiten. Es gibt entlang der Küste für eine halbe Meile über- all Quellen in Fluthöhe. Die drei wichtigsten sprudeln aus einer Randung hervor, die die Form eines kleinen Kraters hat. Mitunter setzen sie aus, die höchste bildet dann einen zwei oder drei Fuss hohen Springbrunnen. In diesem Umkreis befanden sich fast 15 Quellen. Das Volk kam von nah und fern, um seine Lebensmittel dort zu kochen, besonders, wenn sie einige menschliche "Körper" kochen wollten. Im Jahre 1863 belagerte Minox Tui Wainoonoo, ein benachbarter Häuptling, die grosse wehrhafte Stadt Eroi, ~~näher~~ weiter oben am See (Bucht) gelegen. Er konnte sie nicht einnehmen und hob die Belagerung gerade in dem Augenblick auf, als die Bevölkerung am Verhungern war und nur noch einige Citronen als Lebensmittel hatte. Er fing jedoch 16 Männer und Ramasi-Alewa, die alte Frau, der die Quellen gehörten, ein. Sie war über 70 Jahre alt und muss sehr zäh und rauchgetrocknet gewesen sein; aber da sie in ihren jungen Jahren eine richtige Jeanne d'Arc war, die ihren Stamm zur Schlecht führte und selbst mit ihrer Axt "Mann gegen Mann" focht, beschloss Tui Wainoonoo auch sie zu essen. Er liess sie mit den sechzehn Mann kochen und veranstaltete ein grosses Fest. Bevor er dann den Distrikt verliess, versuchte er, um die Leute zu ärgern, die Quellöffnungen zu verschliessen, wobei er zum Teil Erfolg hatte. Diese Quellen waren auch ein beliebter Platz um überflüssige

kleine Kinder auszusetzen, besonders kleine Mädchen, die niemals sehr willkommen waren. Man warf sie lebendig hinein, so wie man es auch mit Krebsen tut, ohne große Umstände."

Die botanisch wertlose Umgebung des Hotels war mit eingeschleppten Unkräutern und dem zur Zeit noch blütenlosen, neuen Rohr (Miscanthus japonicus) bedeckt. Die viele Reisse in Fidschi verfehlte meine Wirtin nicht, mit als Reissen zu helfen. Ich bezahlte das "Benzin" und konnte dafür mit ihrem Auto die einzige Landstrasse bis ans Ende fahrend der Natwa Bucht, fahren und nach guten botanischen Jagdgründen suchen. Diese beschotterte Landstrasse von hohen grünen geneigten Kokospalmen beschattet, wand sich entlang der Küste meilenweit durch Kopreplantagen. Einige Meilen vom Hotel entfernt trafen wir eine junge berufstätige Eingeborenenfrau. Meine Wirtin stoppte den Wagen und, ohne ein Wort der Begrüssung oder Wechsel ihres Gesichtsausdruckes, gab sie der Frau einen kurzen diktatorischen Befehl in Fidschianisch. Dann fuhren wir weiter. Die ^{sa} Frau, Gattin des Hotelgärtners, arbeitete gelegentlich als Wäscherin im Hotel. Der kleine Zwischenfall zeigte mir mal wieder deutlich, dass die Eingeborenen für die Reissen nur menschenähnliche Arbeitstiere sind, die man nicht einzeln zu grüssen braucht.

In einer dicht bewaldeten Gebirgskette beschloss ich, wenn menschenmöglich, mein Botanisieren fortzusetzen. Wir entdeckten ein langes, rotan dunkelrotes kunstlos aufgeführtes ^(Holz) Gebäude, dass zwischen Strasse und Küste lag, ein ideales Hauptquartier für uns. Ein Passant informierte uns, dass das verlassen Haus einem Herrn Lepper gehöre, dessen Ehefrau kürzlich gestorben sei. Er lebe zeitweise bei seinem Bruder nahe der Natwa Bucht. Als wir endlich Herrn Lepper fanden, erzählte ich ihm von meinem Vorhaben und Wunsch dieses leere Haus ^{sofort} zu mieten. Allerdings erklärte ich ihm, ich wisse nicht, wie lange ich es brauche, was hinge von guten Botanisierungsmöglichkeiten ab und wenn der Burns, Philp Company Dampfer wieder nach Suva fahren würde. Er verlangte 5 Shillinge Miete und erklärte sich bereit, am nächsten Morgen mit den Schlüssel zum Haus zu sein, um mich einzulassen. Im Geist übertrug ich die Summe in amerikanische Währung, danach

~~hatragxax~~ war der Preis 5 Shillinge (75 Cents ca.) für den Tag ein wenig zu hoch für ein uneingerichtetes Haus, dem sogar ein Brunnen fehlte. Doch wenn ich dieses Haus nehmen würde, könnte ich an einer vielversprechenden Örtlichkeit botanisieren. Da "Bettler nicht wählerisch sein dürfen" willigte ich ein, den Platz zu mieten, so hoch der Preis auch sein würde. Während der Abschiedskonversation, die mich zunächst verwirrte, musste ich schliesslich feststellen, dass Herr Leppar sein Haus nicht für 75 Cents pro Tag, sondern pro Woche vermietet hatte! Er war ausserdem mit dem Geschäft, das er gemacht hatte, glücklich und zufrieden!!

Am Ende der Landstrasse bei der Matewa Bucht beobachteten wir drei eingeborene Rangen, die auf einem roh gezimmerten Floss ~~mbili-mbili~~ mbili-mbili genannt, spielten. Die Flösse werden aus einheimischen Bambus, oder mbitu angefertigt. Bei einem gut gebauten mbili-mbili ist der Bambus mit Ranken ^{so} gebunden, dass der Bug schmaler als das Heck ist. In der ^{entlang} Mitte hat das Fahrzeug eine Vertiefung, oft einen roh angefertigten Sitz und sogar ein Schilfdach. Solcherart hergestellte Flösse gebraucht man oft, um Produkte meilenweit auf und nieder durch Fidschis Haifisch-verseuchte Flüsse mit Stangen zu staken. Die Jungen kamen bald an Land, kletterten auf einige Kokospalmen, um für uns mbu-Kokosnüsse abzdrehen. Wir schlugen die Spitze der Kokosnüsse mit der Machete ab und stillten unseren Durst mit dem kühlen "Wasser". Ich gab den Jungen etwas Kleingeld für die Mühe und fuhr mit den anderen zum Hotel zurück.

Kapitel 6

Spione auf Weina.

An jenem Abend und dem folgenden Morgen schickten wir mit der Post unsere getrockneten Pflanzen an Dr. Smith vom Arnol Arboretum zur sachverständigen ^{chinesischen} Untersuchung ab. Wir mieteten einen ~~Bäckerwagen~~ ^{Bäckerwagen}, besser "Karre", kauften grosse Mengen Konserven, Kerosine, Räucherwerk gegen Moskitos, Zitronenöl-öl und "Flit". Zur festgesetzten Zeit fuhr uns der Bäcker mit unserm behinderten Gepäck zu unserem neuen Heim nach Weina, Merava. Wir fanden das Haus

zugeschlossen vor; unser Vermieter Herr Leppar war nirgendwo zu sehen. Als wir mit dem Ausladen angingen, kam ein älterer zerlumpter Fidschierherbei, wahrscheinlich einer von Herrn Leppars Arbeitern, um uns zu helfen. Er verstand kein Wort Englisch, geriet aber bald in eine lebhaft Unterhaltung mit dem chinesischen Bäcker. Der informierte mich, der Fidschier könne das Haus öffnen. Gesagt, getan. Beim Eintreten fand ich sofort, dass es nur Zeitverschwendung wäre, ein so grosses Gebäude ganz bewohnbar zu machen. ^{hatten} Ratten von ihm Besitz ergriffen und es überall beschmutzt. Darum hing ich vor die beiden Türen, die in den übrigen Teil des Hauses führten masi (= Rindenstoff) - ein ^{negativ-}mnemotechnisches Mittel, um mich das andere vergessen zu lassen. Dann holte ich vom nahe gelegenen Riff Seewasser und reinigte das luftige blauweisse Wohnzimmer. Unterdessen hatte Ordonez, bekleidet mit seinem ungewöhnlichen Khakijakett, den Trockner aufgesetzt, dann aus einem 5 Gallonen Kerosine Kanister einen Herd hergestellt und schlug nun mit seiner Machete Holz ab, um uns ein frühes Abendessen bereiten zu können.

Plötzlich unterbrachen erregte Stimmen meinen friedlichen Hausputz. In der Erwartung den Trockenapparat und vielleicht die strachbedeckte Koprapflanzung in Flammen aufgehen zu sehen, eilte ich nach draussen. Dort stand Ordonez inmitten einer kleinen Gruppe von kriegerrisch aussehenden halbfidschianischen Siedlern, ^{und} ~~und~~ ^{ein} älterer weisser Mann redete zornig auf ihn ein und bestürmte ihn mit Fragen. Ich zeigte unsere Pässe und schwenkte auffällig vor ihren Augen die ^{zwei} ~~2~~ Dokumente, auf denen das Ersuchen stand: "An jeden, den es angeht," mir bei meinen Untersuchungen zu helfen. Das eine war feierlich geprägt mit dem eindruckvollen, goldenen, amtlichen Siegel des New Yorker Botanischen Garten und das andere mit dem gleichen blendenden Siegel vom Arnold Arboretum. Ich erzählte der Gruppe, dass ich das Haus am Tag zuvor von Herrn Leppar gemietet hätte. Über diese Mitteilung zeigte sich ein ungefähr fünfzehnjähriges Mädchen besonders ungläubig. Schliesslich, nach langem Hin und Her, beruhigte der alte weisshaarige Schullehrer die Versammlung; es sei alles in Ordnung, die Japaner hätten die Insel nicht überfallen, dieser "Orientele" sei kein Japaner, sondern ein Koloni-

amerikaner, ein Mann von den " Philipp - Pines ".

Erst viel später sollte ich Aufklärung über die Waina-Unruhe bekommen und den Widerhall im fernen Suva hören. Herr Leppar, zu beschäftigt, mir selbst den Hausschlüssel zu übergeben, hatte nicht die Gelegenheit gefunden, seiner Tochter, die zeitweise bei Nachbarn lebte, mitzuteilen, dass er sein freies Haus vermietet habe. Der Fidschier, der uns das Haus so bereitwillig öffnete, stand nicht in Herrn Leppers Diensten, sondern war nur ein freundlicher Passant, der ein Trinkgeld einheimen wollte. Die Tochter Leppers, die zufällig ihr Haus offen fand, und einen Gelben im Garten hantieren sah, war zum Schulmeister geeilt mit der alarmierenden Nachricht, die Japaner hätten die Insel überfallen und seien sogar in ihr Haus eingebrochen. Daraufhin sammelte der Schulmeister eilends ein paar beherzte Nachbarn zur moralischen und physischen Unterstützung und kam sofort, um der Sache auf den Grund zu gehen.

In Suva, auf Viti Levu, erzählte mir später Herr Val de Carteret, Polizeichef, ein reizender, kultivierter, interessanter Mann, dem ich verpflichtet war, regelmässig Bericht zu erstatten, gutmütig, was ich ihm für Unannehmlichkeiten bereitet hätte. Gerade, als er einer Einladung zum Abendessen folgen wollte, erhielt er ein chiffriertes Kabel von Vanna Levu. Er eilte damit zur Polizeistation, nahm sein Codebuch aus dem Safe und entzifferte nach erheblichen Schwierigkeiten die Botschaft. Sie betraf einen mysteriösen, grossen weissen Fremden und einen kleinen gelben Gefährten, augenscheinlich einen Japaner. Nach geraumer Zeit, Herr de Carteret hatte die Hälfte der Codenachricht gelesen und dadurch seine Einladung versäumt, wurde ihm erst klar, dass es sich um ^{die} den harmlosen Degener und Ordóñez handelte, die unwissentlich der Grund der Kriegspanik waren.

Unser Waina-Haus lag inmitten von Kokospalmen. Das gelegentliche Rascheln der Blättchen und das unmittelbar folgende "Plump" einer herabfallenden Kokosnuss, die zur Kopragerinnung fertig zum Aufspalten auf den Boden fiel, konnte man bei Tag und Nacht hören. In Hawaii erzählt man, die Kokosnuss habe Augen um zu sehen, dass sie niemals auf einen Menschen herabfalle.

Niemand glaubt in Fidechi diese ^{da} Fabelbeinahe jährlich werden einige Menschen von herabfallenden Kokosnüssen getötet. In der Savu Savu-Gegend wird erzählt: Ein Mann sei, als er sich bückte, um einen Gegenstand aufzuheben, von einer herabfallenden Nuss am Rückgrat getroffen worden und an dieser Verletzung einige Tage später gestorben. In einem anderen Falle trug ein Mann einen scharfkantigen Benzinkenister auf seiner Schulter, den er mit der Hand am scharfkantigen Ende festhielt. Die herabfallende Nuss traf seine Finger so unglücklich, dass sie von dem scharfen Rand glatt durchgeschnitten wurden. Eines Tages stand ich mit einigen Eingeborenen unter einer Kokospalme an der Küste von Natewa-Bucht, da erhob sich ein Wind, der in den Baumkronen ein ungewöhnliches Geräusch verursachte. Mit einer Reflexbewegung sprangen die Eingeborenen sofort vom Baumstamm weg, eine eingewurzelte Angewohnheit in einem Lande, wo loo Damoklesschwerter an einem ^{einzigen} Baum hängen können. Ich wusste nicht, warum das geschah; so stand ich allein da. Als die Eingeborenen bemerkten, dass es falscher Alarm gewesen, schlichen sie mit verlegenem Grinsen langsam wieder herbei. Die Möglichkeit von einer Kokosnuss getroffen zu werden, ist aber doch gering, wenn man nicht gerade bei stürmischem Wetter unter den Bäumen spazieren geht.

Während wir unsere botanischen Schätze sorgfältig zwischen Löschpapier, Zeitungspapier und stücken von Aluminium-Wellblech legten, türnten herrlich rote, ^{mit} ~~und~~ prächtig grüne ^{bedeckt} Papageien hoch über unseren Köpfen in den Palmen. Sie schienen den Nektar und den überreichlich vorhandenen Pollen der Blüten zu fressen. Vielleicht pickten sie auch Insekten, die sich in den hornigen, creme-farbenen Blüten versteckt halten. Diese tauben-grossen Vögel kamen niemals zur Erde heranter. Meiser sch-reinde Pärchen flogen eilig in Zick-Zackbogen mit ihren kurzen schwirrenden Flügeln durch die Pflanzung.

Obwohl unser Haus mindestens dreissig Meter weit von Strand entfernt, auf einer schmalen, trockenen, Unkrautbewachsenen Anhöhe lag, schwärmten überall Einsiedlerkrebse umher. Sie erklimmen auf ihrer Nahrungssuche sogar die Zweige hoher Pflanzen. Aufgerollt in ihren geborgten Schneckenhäusern

massen sie 2,5 bis 3,5 cm in der Länge. Ihre Vermehrungsziffer schien durch die Anzahl leerer Schneckenhäuser auf dem Riff beschränkt. Sie waren bei den Einsiedlerkrebsen so gefragt, dass ich keine ohne einen finden konnte, ausser denen, die die Wellen fest mit Sand verstopft hatten. Manche Krebse fühlten sich in ihren "Häusern", denen sie schon entwachsen waren, unbequem und stritten dann gierig um eine grössere bereits besetzte Muschel.

Im Jahre 1923 hatte ich bereits an einer Monographie der Einsiedlerkrebsen von Hawaii gearbeitet, die alle Wassertiere sind, - und eine neue Art Pagurus veröffentlicht. Darum interessierten mich diese verwandten Landbewohner besonders und ich konservierte eine ganze Reihe von diesen "Einsiedlern" in Formalin, um sie per Schiff an meinen Freund Dr. Waldo Schmitt vom Smithsonian Institut zu senden.

Am ersten Morgen in Weina klopfte ein grosser, hagerer Weissler an unsere Tür und stellte sich als unser Nachbar Robert Haynes vor. Trotz der Moskitos war er mit einem kurzärmeligen Hemd, Shorts und Halbschuhn bekleidet. Mit seiner Redeweise, der freundlichen Art und seinem Betragen rief er die Vision "Abraham Lincoln stünde vor uns" hervor. Er überreichte uns als Geschenk reife Papayas, den Eingeborenen unter "olsti" oder "wslete" bekannt. Viele der Englisch sprechenden Bevölkerung ^(en) nennen sie mit dem völlig unkorrekten Namen "mammee-Apple". Dieses ~~grosse~~ aufrechte, weicheästimmige, gigantische Kraut wurde in Fidisch schon Anfang des 19. Jahrhunderts eingeführt und ist jetzt allgemein angebaut. Herr Haynes, ein Australier, mit einer halbfidischianischen Frau verheiratet, gehörte die benachbarte Kopreplantage. Er liess Kühe unter den Bäumen weiden und konnte uns Milch verkaufen, wenn wir es wünschten. Er erbot sich, uns auf jede Art zu helfen und gestattete uns, seine reine Wasserquelle zu benutzen.

Einige Tage später schickte mir Pater Lepaute, den ich um einen Helfer aus seiner Missionsschule in Velethi gebeten hatte, den 13 Jahre

alten Michaeli. Er kam zu uns über die Berge und trug seinen voivoi Schlaf^{matte} mit seinen wenigen Kleidern in einem Bündel. Michaeli, ein reiner Fidschier mit einem fast schwarzen, sehr gereinigten Gesicht und kraushaarigem geschorenem Kopf, half uns, aber da er nicht Englisch sprach, konnten wir uns nicht mit ihm unterhalten, wie wir es mit Williamsi getan hatten. Während seiner Tätigkeit als Koch lernte er das Brotmesser kennen und fand so grosses Gefallen daran, dass er es immer bei sich trug. Michaeli schwitzte furchtbar. Eines Tages beobachtete ich ihn, wie er eifrig das Messer als Striegel benutzte und damit den Schweiss von seinen Armen und Beinen ~~schabte~~ schabte. Ich dachte, dass es das Beste für meinen Seelenfrieden wäre, ihm das Messer unter der Bedingung als Geschenk zu geben, es weiter als Striegel zu ~~Gebrauch~~ ~~benutzen~~ ~~benutzte~~ oder als Machete im Busch oder Dschungel zu verwenden, aber nie... - niemals - zur Zubereitung unseres Essens, oder kaikai. Ich glaube, Michaeli hielt mich für verrückt. Busch er nicht das Messer mit den übrigen Bestecken sauber, ehe er die Mahlzeiten bereitet?

Auf der Pflanzensuch^{ausflüge}streiften Ordonez, Michaeli, sein Brotmesser fest umklammernd, und ich, oft von Herrn Haynes oder seinen Söhnen Mavis und Ediel begleitet, durch die Gegend. In einem lichten Walde zeigte uns Herr Haynes das "falsche Sandelholz" oder thavua (Vavsea umicorum), zu den Mahagonigehölzen gehörend. Ein kleiner Baum mit kugelförmigen, saftigen, purpurbraunen Früchten und wohlriechendem Holz, das bei den Kolonisten als Bauholz und für Baumpfosten sehr geschätzt wird.

In dem offenen Walde sammelten wir blühende Exemplare der ^{yalu} del (Epipremnum pinnatum), eine eigentliche Aronstabpflanze, die an den Stämmen der hohen Bäume ~~angepresst~~ ^{angefasst} emporklettert. Hier in ~~uns~~ zerreiben die Fidschier die Rinde in Wasser und trinken das als Heilmittel gegen Dysenterie. Herr Haynes kannte die Pflanze unter dem Namen "Tongan bark" und erzählte mir, dass sie früher viel nach Amerika exportiert wurde. Er wusste nicht, wofür man sie brauchte.

"Tonga" pharmazeutisch bezeichnet, besteht aus gleichen ^{Teilen} ~~Teilen~~ Rhizomen dieser Arumart und der Rinde von ~~XXXX~~ Premna telitensis, einem Verbenaceen-Baum. Die Rhizome kommen als cylindrische, ungefähr 6 cm lange ^{und} ~~und~~ 2, ⁵ ~~maximal~~ cm dicke Stücke in den Handel. ^{Die} ~~Die~~ Oberfläche ist ~~XXXX~~ bräunlich mit oft abblätterndem Kork. Wenn man es biegt, teilt sich das Innere in zahlreiche zähe Fasern auf.

~~Premna~~ telitensis fand ich im Walde von Nanderivatu auf Viti Levu, dort als ~~XXXXXX~~ warowaro bekannt. Die Varietät rimatarensis wurde ~~genannt~~ nach der Insel Rimatara im Australischen Archipel bezeichnet wo sie zuerst gefunden und als nur dort vorkommend angegeben war. Nun ist jedoch bekannt, dass sie auch in den trockenen Wäldern Fidischis wächst. Smith fand auf Vanua Levu und Koro den Namen yaro vor; auf Kandavu den Namen tavu. Die Pflanze, die ich auf Ovalau fand, war als rauvula bekannt, sie wird dort von den Fidischiern zum Schwarzfärben der Haare gebraucht. Die Exemplare, die ich bei Weina, Vennu Levu, sammelte, als yaro und tavotavo. ~~Herr~~ Haynes bezeichnete das Holz als wertvoll für Siedler, die daraus Zaunpfähle herstellen, die Eingeborenen dagegen benutzen das Holz für Hauspfosten. Die Rinde dieser Art und wahrscheinlich auch die ihrer Varietäten bilden den zweiten Bestandteil des "Tonga". In der Form kleiner Schnitzel oder Röhrchen kommt es in verschiedener Länge, bis zu 4 mm dick in den Handel. Sie sind bräunlich mit unregelmässigen länglichen Furchen gestreift. Die gemischte Droge enthält das flüchtige Alkaloid Tongine, ätherisches Öl usw. Nach Youngkens Textbuch der Pharmakognosie: "Wird Tonga entweder in der Form eines flüssigen Extraktes oder als Arznei in Zusammensetzung mit ~~Natrium-alkalischen~~ Salicylaten, Cimicifuge, Colchicin und Pilocarpinnitrat für die Behandlung von Neuralgien und Rheumatismus benutzt".

Kapitel VII

Die Drei R's.

(Reading, writing and Arithmetic 47) Schulaufsätze.

Früher lag die ~~Erziehung~~ der Eingeborenen fast ganz in den Händen der Wesleyanischen Methodisten, weniger in denen der Römischen Katholiken, ^{Ab 1916}

aber schlug der Kolonialregierung das Gewissen und sie ernannte einen Schulsuperintendenten. Zehn Jahre später errichtete man ein Schul-Departement. Die irdischen Knaben und Mädchen erhielten ihren ersten Unterricht in den kleinen Dorfschulen, wo sie im Lesen, Schreiben, Arithmetik und in vielen Fällen sogar in elementarer Geschichte, Geographie, Handfertigkeiten und Hygiene unterrichtet wurden. 123 dieser Schulen waren staatlich anerkannte Missionsschulen und besaßen 8,783 eingetragene Schüler. Von der Regierung erhielten sie eine Beihilfe von 8,767 Pfund ^{sterling} pro Jahr. Das sind weniger als 4 Dollar für einen Schüler im ganzen Jahre. Die übrigen 117 Elementarschulen, die 5,104 Schüler umfassten, erhielten überhaupt keine Beihilfe. Sie wurden anscheinend als schrecklich erschütet und anstatt einen Regierungszuschuss zur Verbesserung zu bekommen, mussten sie allein um ihre Existenz kämpfen. Den Unterricht in diesen Schulen erteilen Dorfpfarrer oder unangebildete Lehrer, die keinerlei Bezahlung für ihre Arbeit erhalten. Sie lassen daher die Schüler Gartenarbeit verrichten, anstelle des ihnen zustehenden Honorars.

Nur viele Knaben und Mädchen - "stumme, unbekannte Miltons"- aus der Eingeborenen-Bevölkerung von 100 000, Analphabeten bleiben, kann ich nicht sagen. Die Regierung unterstützt ausserdem noch zwei Missionsschulen, die eine zur Lehrerausbildung von eingeborenen Männern, die andere zur Ausbildung weiblicher Lehrkräfte; dann eine Landwirtschaftsschule und sechs Elementarschulen mit Internaten, auf denen sich 60 - 80 Zöglinge befinden; die Eingeborenen tragen die Hälfte der Kosten selbst tragen. Weiter unterhält die Regierung eine Fortgeschrittenenschule und eine Lehrerbildungsanstalt. Die Rockefellerstiftung ^{erg} bildet Eingeborenen zu Heilpraktikern aus, wie S.M. Lambert in seinem

unterhaltenden Buch: "A Yankee Doctor in Paradise" beschreibt. Eine Carnegie-Bucherei befindet sich in Suva, aber wenn ich auf meinem Wege zu dem kleinen, aber ausgezeichneten Heimatmuseum hinsah, entdeckte ich nur weiße Leier. Alles in allem betrugen die Ausgaben für die Erziehung der Eingeborenen ^{im Jahre nur} 1936 24 000 Pfund.

Man prüft den Pudding am besten, wenn man ihn isst —

Obwohl die Regierung die Erziehung der Eingeborenen seit 1916 offiziell unterstützt, ist die Veröffentlichung, dass 95 % lesen können leeres Gerede. Im Gegenteil, die Eingeborenen sind im Ganzen so ungebildet, dass ^{es} das Public Works Department der Kolonie und die Civil Construction Unit noch 1942 für "ausführbar hielten, Unterschriften von den Eingeborenen zu erhalten" die an ihren Projekten arbeiteten. Eine umständliche Methode musste für die Bezahlung der Arbeiter gefunden werden, "weil die meisten Analphabeten waren," die nicht einmal ihren Namen auf die Lohnzettel schreiben konnten. §§§

§§§ (Passnote Petit) Im Honolulu Advertiser, am 7. Oktober 1943, widerlegt ein praktischer Amerikaner unter dem Pseudonym "Bula ^{ca} ~~V~~ ^{anaka}" die ^Sroßigen Lügen über den hohen Stand der Eingeborenenausbildung in Fidischi: "Ich habe mit Interesse die Diskussion in "Letters from the ~~xxx~~ People" die Bildung der Fidischier betreffend, verfolgt. Ich würde gern den Beweis erbringen und bestätigen, dass die Fidischier für alle praktischen Zwecke erschreckend ungebildet sind, im Gegensatz zu dem, was die Missionare, die Nachkommen Thakombane und die Wissenschaftler behaupten. Das Folgende als Beweis dafür: Ich verbrachte vor kurzer Zeit dort ein Jahr in Verbindung mit einer Konstruktionsgesellschaft, die nicht weniger als 2000 Eingeborenen als Arbeiter beschäftigte. Die Art und Weise, wie die Eingeborenen dort bezahlt wurden, wollte den Wissenschaftler aufklären. Die ganze Situation wird in einem Brief des Bürovorstandes und Rechnungsführers an seine vorgesetzte Dienststelle, ~~xxxxxxxxxxxxxxxxxxxx~~ die Entlohnung der Eingeborenen betreffend, zum Ausdruck gebracht. Eine Abschrift bekam ich zur Begutachtung. Ich führe wörtlich an: Ich habe mitzuteilen, dass infolge der örtlichen Umstände

und der Tatsache, dass die meisten Eingeborenen, die an unseren Plänen arbeiten, Analphabeten sind, es undurchführbar ist, von ihnen Unterschriften zu erhalten. Es wird vorgeschlagen, allgemein das Verfahren des Public Work Departements zu befolgen. Dieses Verfahren, nachstehend kurz beschrieben, beruht auf dem Muster, das von sämtlichen Organisationen, öffentlichen, sowie privaten, die mehrere eingeborene Arbeiter beschäftigen, angenommen wurde. Mit solchen Verbesserungen, dies erforderlich sein könnten, um den Forderungen der Rechnungsstelle gerecht zu werden."

" Ein zeitsparendes System war dann mit folgenden Zahlungsmethode vorgeschlagen. Ich führe weiter an." Ist das Bargeld fertig abgezählt zum Auszahlen, wird es im Hauptbüro in Umschläge getan und folgende Methode für die eigentliche Auszahlung angewandt.

- (1) Eine Anzahl Nummernscheiben werden für Erkennungszwecke an die Arbeiter ausgegeben, die in die Stundenliste des Büros und in das Zeitenbuch des Verarbeiters eingetragen sind. Am Vortage des Zahlungstages bekommt jeder Arbeiter seine bestimmte Nummernscheibe, die er dem Auszahlungsbeamten übergeben muss, damit die Auszahlung erfolgen kann.
- (2) Neben dem Schreiber, der zum Native Commissioner gehört, müssen ein höherer Beamter vom Hauptbüro, der nichts mit der Bearbeitung der Löhne zu tun hat, und der Assistant Native Commissioner (oder ein anderer verantwortlicher Beamter) den Geldwagen begleiten und als Zeugen bei der Ausszahlung der eingeborenen Arbeiter zugegen sein. Der höhere Beamte hat die Pflicht, die Lohnauszahlung zu überwachen. Er muss als Dolmetscher tätig sein und entstehende Unstimmigkeiten, die sich bei der Bezahlung ergeben, beilegen.
- (3) Der Brauch, jeden Arbeiter einzeln zu kennen, musste eingestellt werden. Der Vorgang ist so dass jede Bezahlung von den auszahlenden Beamten bezeugt werden muss wie unter (2) beschrieben ist. Eine Urkunde in folgender Form wird von den Beamten, die als Zeugen auftreten und von dem auszahlenden Beamten unterschrieben und an jeden Beleg geheftet: Wir bestätigen hiermit, dass die Leute, die hier aufgezählt sind, tatsächlich die Löhne in unserer Gegenwart erhalten haben. Obwohl dies ein entscheidendes Abweichen von Brauch darstellt, ist diese Praktik die einzig annehmbare, um Eingeborenearbeiter zu entlohnen. Ich wäre sehr dankbar, wenn sie eine Bestätigung vom Kontrolleur und Hauptrechnungsprüfer anfordern

würden. Ich möchte bemerken, dass das Fidschi-Rechnungsprüfungsamt keine Unterschrift bei Auszahlungen verlangt, wenn verantwortliche Beamte Zeuge gewesen sind."

Ende der Fasancto....

Ich bemerkte von der Mündung des Yanawai bis zum oberen Ende der Savu Savu Bucht und auf dem ganzen Weg rund um die Spitze zur Natewa Bucht nur zwei Schulen. Wie ich hörte, die einzigen viele viele Meilen im Umkreis. Die eine, die Michaeli besucht hatte, ehe er als Assistent zu mir kam, war die Katholische Missionsschule bei Valetiti; die andere war eine private Schule. Während meines Aufenthaltes bei Herrn Dode ging ich des Öfteren zur Mission, um Vater Laplante und die Lehrerinnen, schwerarbeitende, weiße Schwestern zu besuchen. Einer der eingeborenen Lehrer wanderte mehrmals zu uns herüber, um uns Kuriositäten und Matten zu verkaufen. Mit diesem wenigen Kontakt, den ich mit der Schule hatte, konnte ich nicht viel über den Lehrplan erfahren. Ich war aber erstaunt, in der stromlosen Gegend eine Fidschi-Frau ihre Kleider in ihrer elektrisch erleuchteten Schilfhütte mit einem elektrischen Eisen bügeln zu sehen. Später erfuhr ich, dass der unternehmende Vater Laplante die Anlage für die Mission installiert hatte, die seine kleine Gemeinde bis 10 Uhr abends mit Licht versorgte, für nur 10 Cents Brennöl pro Tag.

Diese Schule war Internat und Tagesschule für den reinrassigen Eingeborenen, eines Menschen, der dem durchschnittlichen Kolonialgedanken zufolge, auf der untersten Stufe der menschlichen Wesen stand. T.P. Lucas schreibt: "Viele Pflanzler und andere Leute, die eingeborenen Arbeiter beschäftigen, werden offen zugeben, dass diese Menschen nicht besser als Hunde sind". Von den benachbarten Dschungelgemeinden aus strömten diese dunklen Kinder in die Schule, eifrig bestrebt, die Anfangsgründe ihrer Erziehung zu erlernen. Ich fand auch viele Jungen im Schulalter, wie meine "Volontärsammler", die während der Schulstunden draussen herumspielten. Das zeigt, dass wenn für die Fidschier Schulzwang besteht, was ich bezweifle, die Durchführung nicht nachdrücklich durchgesetzt wird. Viele weiße Kolonisten sehen unwillig die Erziehung der Eingeborenen in der Furcht, es würde sie verderben."

Der eingeborene Lehrer, der uns besuchte, war in mittleren Jahren. Wir unterhielten uns oft mit ihm, allerdings unter beträchtlichen Sprachschwierigkeiten, da er nur sehr gebrochen "Kings English" sprach. Dieser Mann hatte nur eine Schulung von 4 Jahren gehabt und

leitete jetzt eine Klasse von 70 Schülern.

Die andere Schule befand sich nicht weit vom Wainahaus, sie sah wie eine ungestrichene verwitterte alte Scheune aus und war mit einem Schälfdach versehen. Der Schulhof war ein verunkrauteter, ungepflegter Flecken mit riesengrossen Kokospalmen. Dies stellte die Privatschule dar, von der ich gehört hatte. Hierher gingen Davis, Rudel und die anderen Hayneskinder mit den Kindern anderer Pflanzer. Auf unserer Rückkehr von einem Sammelbeutzug trafen Ordóñez, Michaeli und ich den Leiter und einzigen Lehrer der Schule, - den Mann, der die zornige Gruppe von Siedlern beruhigen konnte, die Ordóñez für einen japanischen Soldaten gehalten hatten. Nachdem ich eine Weile mit dem Lehrer und einer Gruppe seiner scheuen, aufgeweckt aussehenden, halbfidschianischen Schützlinge geplaudert hatte, fragte ich ihn: "Wieviele Eingeborenenschüler haben sie?" Belsidigt erwiderte der harte widerspenstige alte Kerl: "Ich nehme keine Eingeborenen in meiner Schule auf. Meine Schüler sind alle Mischlinge." Dieser 73-jährige alte Schotte, der an Elephantiasis litt, entschuldigte sich wegen seiner schulmässigen Unzulänglichkeiten, als ich ihm erzählte, dass ich auch Lehrer gewesen sei. Er sei von Beruf Seifensieder, erklärte er, aber hätte sich entschlossen, Schulunterricht zu erteilen, um in seinem hohen Alter Leib und Seele zusammen halten zu können. Ich glaube, dass er wohl instande war, den Jüngsten die 3 RRR's zu lehren, -- Schotten sind berühmt für die harte Aussprache dieses Buchstabens.

Im Gegensatz zu Vanua Levu, kam ich auf meinen häufigen Fahrten auf der einzigen Landstrasse, die um die Insel Viti Levu herumführt, an vielen Eingeborenenschulen vorüber. Ich sah die Eingeborenenlehrer, und die glücklichen Kinder während der Pause durcheinander wimmeln. Mit einigen Kindern sprach ich. Ein Junge erzählte mir dabei, dass er "Dirtywater" (schmutziges Wasser) heisse! Die Eingeborenenlehrer beeindruckten mich in ihrem Pflichteser. Unglücklicherweise aber waren sie durch ihre kümmerliche Ausbildung wie Blinde, die einen Blinden führen. In dem ausgezeichneten Handbuch von Fidschi, von der Regierung gedruckt, liest man: "In der neueren Zeit hat eine beträchtliche Entwicklung für die Erziehung europäischer Kinder in den Kolonien stattgefunden." Günstige Berichte hinsichtlich der Eingeborenen-Erziehung und ebenso der der Ostinder, sind kurze Berichte, weil dazu während wenig zu sagen ist.

Da mein Kabinengeführte auf der Cheng Ho, John Coulter, noch an der Universität von Hawaii lehrte, wo ich ungefähr ein Dutzend Jahre zuvor ~~tätig~~ als Lehrer tätig war, suchten wir eines Tages in seinem Bureau den Leiter des gesamten Schulewesens von Fidschi auf. Dr. Russel erzählte und bei einer "kleinen" Tasse Tee, um einhalb 11 Uhr

morgens, seine vielen Probleme. Er kämpfte mutig um die Verwendung der vom Parlament bewilligten unzureichende Gelder, die wie ich vermute, von einer jammervoll geizigen "Herrenrasse" zugewiesen wurden, gefühllose Menschen, die einer hart arbeitenden und ehrgeizigen Rasse daran hindern wollen sich Bildung anzueignen, weil sie dann mit ihnen konkurrieren könnte. Durch meine eigenen Beobachtungen überzeuge ich mich davon, dass es verborgene Politik der Mehrheit des weissen Volkes ist, den Farbigen die Möglichkeit einer höheren Erziehung vorzuenthalten. Diese Politik hat einen so guten Erfolg, dass nur ein Fünftel der indischen Knaben und nur ein Zehntel der indischen Mädchen im schulpflichtigen Alter die Schule besuchen!

Nicht weit von unserem Vainahaus stiegen wir einen Hügel hinauf, der uns auf die Spitze eines ungefähr 500 Meter hohen Berges führte. Wir stiessen dabei auf eine Reihe von vertrockneten Wassergräben. Wenn möglich, waren diese Gräben in früheren Zeiten bis zu einer Tiefe von 1 bis 1,5 m. mit schlammigem seichtem Wasser gefüllt. Angespitzte, längsgepaltene Bambusstücke setzte man hier früher mit den Spitzen nach oben hier ~~anzu~~ dicht ein. So bildeten sie ein verstecktes schreckliches Hindernis, besonders für barfüssige Eingeborene. Weiter oben konnten wir unter dem jungen Dschungelwuchs steinerne Festungswälle und Gräben unterscheiden. Diese umgaben Platz einer Höhenstadt, in jenen Tagen bewohnt, wo Stammeskriege alltäglich und die besiegten Männer, Frauen und Kinder zu Ehren des Siegers für ein Fest gebacken wurden. Das Merkwürdigste solcher fidschianischen Kriegsführung waren die sorgfältigen Vorbereitungen des Angreifers für die eventuelle eigene Niederlage. Sie bauten eine orue, oder Fusspfad, der ihnen beim Davonlaufen helfen sollte.

Heute befinden sich auf dem ehemals befestigten Gipfel nur einige Bananen - und Zuckerrohrpflanzungen, die ein paar Eingeborenen gehören. Wir nahmen uns, oder kere kere, ein bisschen Zuckerrohr, glücklich, und stuzten mit den saftigen Stengeln erfrischen zu können. An dem lang ausgestreckten schattigen Wall fand ich einen hübschen, niedrigen weissblühenden Strauch, Ophiorrhiza papposides, zur Labkraut-Familie (Rubiaceae) gehörend. Herr Haynes sträubte sich mir den fidschianischen Namen zu nennen. Weil die Pflanze früher entlang der Stadtwälle wuchs, wo die Bevölkerung urinierte, war der Name dieser Gewohnheit angepasst. Auf Ngaloa, Viti Levu, wird sie afiasi-ni-vatu genannt.

Eines Nachmittags besuchte uns die Wirtin des Hot Springs Hotel mit einem jungen Förster. Sie brachte wohlchmeckende, selbstgebackene Türken mit. Ordóñez kochte etwas Wasser im Freie und dann erfreuten wir uns alle an einem improvisierten Tee. Von dem Förster, einem gutmütigen, gutersogenen jungen Engländer hatte ich schon schwatzen hören als von "dem vergessenen Mann von Fidschi". Er war der Sohn eines früher auf Fidschi stationierten Beamten, besaß ein Privathaus und ein Büro, beschäftigte mehrere Hausdiener und ein oder zwei eingeborenen Assistenten. Regelmäßig erhielt er von der Regierung Seiner Majestät aus Übersee ein schönes Honorar, aber keine Anweisungen für seine Arbeit, die er zu tun hatte. Augenscheinlich beunruhigte ihn dies nicht und so tat er zunächst gar nichts. Ich bewunderte seine Offenherzigkeit, als er bemerkte, dass er seinen Beruf als Förster verachte. Ein Fremdling aus England, der ein müheloses Amt inne hat, gute Bezahlung und nichts zu leisten braucht, das erbittert die schwer arbeitenden, verarmten Siedler. Dies führte zu der Klage, dass auf Fidschi geborene Leute praktisch niemals die Gelegenheit haben, eine einträgliche Regierungstelle zu erhalten, alle sind für solche "Kadetten" reserviert, die weit weg in London geboren sind oder dort Konnektionen besitzen. Vielleicht ist diese Politik, neues Blut in die Kolonien zu bringen, eine Massnahme, um die entlegenen Teile des britischen Empire an England zu binden, die so die Auflösung des Empire verzögert.

Der Förster wollte mit mir botanisieren, so beschlossen wir gemeinsam die Hühen im benachbarten ~~Sana~~ Sana zu besteigen. Ordóñez, Michaeli, der junge Förster in Shorts, sein eingeborener barfüßiger Assistent, sein Bullterrier und ich gingen am 22 Januar los. Auf diesem Ausflug fanden wir einen sprossenden Baum, Evoidia cucullata, mit seinen schwarzen stiefelknopfartigen Samen. Er gehört zur Rutaceen-Familie. Smith fand auf Macla den Namen vurö, auf Vanua Levu närautolu. Bei der Sovi-Bucht, wo ich ihn ebenfalls sammelte, kannte man ihn auch unter närautolu. Dort kauen die Fidschier die frischen Blätter, meist aber quetschen sie die ~~Blätter~~ welken Blätter in Wasser aus und trinken die Flüssigkeit als Heilmittel gegen Mundfäule. Gegen Erkältung und Kopfschmerzen trinken sie auch die Abkochung.

Der Bullterrier lief eifrig voran, während der Förster langsam hinterher kam. Immer, wenn ich ihn über eine Pflanze etwas fragte, in dem Gedanken, dass er mit seinem Walde vertraut sei, befragte er seinen aufgeweckten, klugen fidschianischen Assistenten in geschäftsmässiger Art um Rat und berichtete mir es mir dann stolz weiter. Je länger wir unterwegs waren, desto mehr stieg meine Achtung vor dem schlecht bezahlten Fidschier und um so mehr sank sie vor seinem gut bezahlten Herrn. Es

~~xxxxxxx~~ war eine grosse Enttäuschung für mich, dass mich die tÜrliche lokale Sitte ~~nicht~~ zwang, mein Picknick mit dem weissen Fürster und seinem weissen Hunde zu verzeihen und Banalitäten zu tauschen, während die farbigen, lebhaften, rassisch sozial ~~Aussenstehenden~~, Ordones und der Fidschier, 10 Meter von mir entfernt lebhaft über ernsthaft Angelegenheiten diskutierten. Ich fing an, den jungen, haltlosen Fürster ganz nett zu finden - wahrscheinlich ein künstlich verkümmertes Produkt eines Systems, das die Rasse höher stellt als Fähigkeiten - aber ich überlegte mir, was solche einfachen, harmlosen Geschöpfe tun würden, käme einmal dringende Not. Ich hatte hundertmal mehr Vertrauen zu dem gesunden Menschenverstand und dem praktischen Können solcher Menschen, wie meinem Philippino-Assistenten und dem fidschianischen Gehilfen des Fürsters.

Verschiedene einheimische Krotene Exemplare (*Crotaceum variegatum* var. *molucaeanum*), ein bis zwei Meter hohe schlanke Sträucher, fand ich längs eines sonstigen Stromes bei Waina. Interessiert beobachtete ich, dass die meisten der dunkelgrünen Blätter eine Anzahl kleiner, gelber, bleicher Flecken zeigten. Diese anormale Neigung der wilden Pflanzen hat die Südseeinsulaner und Europäer ermutigt, zahlreiche Formen und Varietäten zu züchten mit prachtvollem Laubwerk, die jetzt die Gärten der ganzen pantropischen Welt schmücken. Die Fidschier dieser Gegend nennen die Pflanze *cathesta*. Sie undenklichen Zeiten pflanzen die hübscheren Formen um ihre Gräber. Seemann kannte sie unter demselben Namen, - ein Name, den er auch bei *Erodia* anwendete - und auch als *vasu damu*.

Eine zweite *Erodia*-Art (*E. hortensis*) sah ich im Walde hinter Waina. Auf Vanua Levu nannte man sie *uthi* und ~~naupala~~ auf Kandavu; *naupala* auf Moala. Wie so viele Glieder der Zitronenfamilie besass der blasse, beblätterte, mit gelblichen Blüten besetzte Strauch, oder Baum, einen starken Geruch. Das Verbreitungsgebiet dieser Art erstreckt sich von Samoa, Tonga und Fidschi westwärts zu den Neuen Hebriden, Salomoninseln und sogar nach Malaya. Die Samoaner nehmen die nach Anisamen duftenden Blätter für medizinische Zwecke. Auf den Banksinseln salben die Eingeborenen vor Tansen ihren Körper mit den ausgequetschten Blättern. Auf Aneityum werden die biegsamen, wohlriechenden Zweige zu Armringen verarbeitet. Die Fidschier von Waina erzählten mir, dass sie die Blätter in Wasser zerquetschen, in dem sie Kranke baden. Um ihr Kokosnussöl wohlriechend zu machen, kochen sie einfach die Blüten darin auf.

Eine andere interessante Pflanze, ein grosser Baum mit milchig wässerigen Saft, *manawai*, (*Dysoxylum richii*) gehört zu den Mahagonigewächsen. Die Eingeborenen kochen die Blätter, schütten den Saft in Flaschen und nehmen ihn als Spülwasser, um ihre Haare schwarz zu färben.

Am Hause fand ich als Überrest europäischen Einflusses eine krankhafte Annona muricata, die einige gelbwerdende Früchte trug, die erfrischend schmeckten, ähnlich wie ~~in~~ eine besondere Art von gaslaster Limonade getauchte Baumwolle. Auch das eingebürgerte Catharanthus roseus fand sich, brav blühend, ganz gleich, ob der Boden ausgedörrt und steinig war. Eine dritte Pflanze erwies sich als Turnera ulmifolia, ein Unkraut amerikanischer Herkunft, zur Familie der Turneraceae gehörend. Soweit wir wissen, ist diese Familie sonst nirgendwo in Fidschi vertreten. In den frühen Morgenstunden breitet sie ihre hübschen gelben Blüten weit aus, schliesst sie aber in der Tageshitze für immer, am nächsten Morgen blühen neue Knospen auf. Ich fragte die Hayeskinder nach dieser Pflanze. Sie nannten sie "Buschblume" und kannten sie nur in der Wainagegend. Turnera ist augenscheinlich ein angriffslustiges Unkraut, das sich mehr und mehr über Kopreplantagen und verlassenen Plätze ausbreiten wird.

Gewöhnt an die hawaiische Flora der Niederungen, die hauptsächlich aus eingeführten Arten besteht, war ich erstaunt, eine so grosse Anzahl interessanter, einheimischer Pflanzen vor dem Wainahause und längs des Kalksteinstrandes zu finden. Einen Steinwurf weit vom Wasser entfernt sammelte ich eine kleinere Akazie (A. simplicifolia) mit gelben Blütentrauben und ledrigen Phyllodien. Diese Phyllodien sind degenerierte Blätter, von den nichts weiter als der Blattstiel übrig geblieben war. Bei dieser besonderen Akazie hatten sie sichel- sowie löffelförmiges Aussehen. Nach Seemann, im Jahre 1862, der die Pflanze als tetakia kannte, benutzten die Fidschier die merkwürdigen Blätter als Löffel, um dünne, hafereschleimähnliche Brühe damit zu essen. Das Holz ist hart und wird für Axtstiele verwendet etc. Laura Thompson berichtet, dass die dünn abgeschabte Rinde, in Wasser getan, ein Abführmittel ergibt. Als Strandpflanze, mit Samen oder Früchten, die wahrscheinlich der Verbreitung durch die Meeresströmung angepasst sind, wächst sie von Fidschi und Samoa nach Westen gehend bis zu den Neuen Hebriden und Neu-Caledonien und mag die Urart der koya von Hawaii sein. Aus den Samen der tetakia fertigen die Samoaner Halsketten an. Eine verwandte Art (A. nictitans) die ich im Inneland, nahe am Vanawai Fluss und auf Viti Levu bei Mbeio sammelte, erreicht eine Höhe von ungefähr 12 Meter. Sie bringt lange schlanke mehr oder weniger aufrecht stehende, hellgraue, hauptsächlich an den Enden belaubte Zweige hervor. Ihre Blätter sind zu klein und schwach, um als Löffel dienen zu können, aber das Holz ist hart und gut verwendungsfähig. Die Fidschier benutzen die Holzkohle dieses Baumes und stellen Farbe daraus her, mit der sie ihre Gesichter als Kriegsvorbereitung schwärzen oder noch mehr, um modischer auszusehen. Daher ist der Eingeborenennamen für den Baum ngumu (Farbe).

Eine andere Strandpflanze, das samtblättrige Sorrel-gewächs Messerschmidia argentea, ist ein hübscher Baum mit fleischigen, silbrigen Blütern, der erst wenige Jahre alt, schon skorpionähnliche kleine weisse Blütentrauben trug. Das Holz taugt zu nichts, als zu Brennmaterial. Dieser Baum ist keine Besonderheit für Fidschi, ^{den}er kommt auf den meisten tropischen Inseln des Pazifischen und Indischen Ozeans vor. Ein hübscher, kleiner Baum mit rissiger Rinde und einer grossen starken Krone, die zahllose saure Blätter und viele regelmässige weissliche Blüten trägt, wurde sangali genannt, (Pongia acidula), eine Lythracee. Die einzige Pflanze ihrer Art, die Herr Haynes bekannt war. Sie war vorher auf den Fidschi-Inseln gesammelt worden, beide Male von Dr. Smith. Er entdeckte die eine auf Koro, wo sie sangali heisst; die andere auf Fulanga, wo man sie ngingia nannte. Der Bereich dieses Baumes erstreckt sich bis nach dem tropischen Asien und Ostafrika. Im Gegensatz zu Messerschmidia ist das Holz sehr zäh und hart. Die Eingeborenen der Tuamotus schützen es deshalb und verfertigen daraus Speere Keulen und Fischhaken.

Nicht weit im Innenlande fanden wir in den Gebüschepoehrankend eine wilde Bohne (Canavalia fibrocarpa). Jedes ihrer Blütenblätter schien die Farbe einer entzückenden, schimmernden, rosenroten Fuschel zu besitzen. Sie ist von Indien durch Malaya ^{hin}nach Polynesien heimisch, ausgeschlossen jedoch Hawaii. Dort ist sie während der letzten 10 - 15 Jahre eingeführt worden und steht hoch im Wert bei den tutu, wie die alten hawaiischen Frauen freundliche Weise von der jüngeren Generation genannt werden, für die Anfertigung der wirklich prächtigen "leis" oder Blumenketten.

Eine hässliche fleischige Wolfsmilch, die mit ihren Wurzeln fast im Salzwasser stand, ragte mit ihren glatten Zweigen und ~~kleinen~~ länglichen Blütern über meinen Kopf. Sie nahm viel von meiner Zeit in Anspruch. Mein Freund Dr. Leon Croizat hatte mir von seinem eifrigen ~~Wunsch~~ Wunsch, Samen von allen Gliedern der Wolfsmilchfamilie zu bekommen geschrieben, und hier dachte ich, könnte ich einen Vorrat für ihn sammeln. Aber die einzigen Blütentrauben waren selten; die Samen noch seltener. Nur ein paar konnte ich finden. Später erfuhr ich, dass ich unwissentlich mit einer ganz gefährlichen Pflanze hantiert hatte: die sinn nganga, oder giftige Sinn (Excoecaria agallocha). Der Beweis war ausserordentlich schlagend. Ich sah einen Pflanzler im mittleren Alter, der als Kind von 5 Jahren auf beiden Augen erblindet war, als seine Spielgefährten ihm bei einem dummen Jungenstreich etwas von dem milchigen Saft dieser Pflanze in beide Augen geträufelt hatten. Seemann berichtet über diese Pflanze eine Geschichte, die der Erzählung wert ist:

"Wenn dieser Baum verletzt wird, fliessen Mengen seines milchig-weissen Saftes aus, der ein Brennen hervorruft, wenn er mit der Haut in Berührung kommt. Manche Eingeborenen jedoch können diesen giftigen Saft anfassen ohne Schaden zu sehen."

ohne Schaden zu leiden der Rauch des brennenden Holzes bewirkt an den Augen unerträgliche Schmerzen Niemand, ausser denen, die schon unter der Wirkung des Giftes zu leiden hatten, kann sich ein hinreichende Vorstellung davon machen, was für Qualen auszuhalten sind und was für einen Mut ein Fidschier offenbarte, der sich freiwillig dem Rauche des ~~Abwürgens~~ Sinu gaga Holzes aussetzte, um seine Lepra zu kurieren. Der Rev. T. Moore von Rewa war mit dem jungen Mann, namens Williami Lawaleou, gut bekannt, der sich dem Prozess des Räucherens unterzog. Herr Moore gab mir alle Einzelheiten dieses bemerkenswerten Falles, als ich im Jahre 1880 sein Gast war und er veröffentlichte den vollen Bericht in 'The Wesleyan Missionary Notices', Sydney, 1859, Seite 157. Mr. Moore kannte Williami als einen kerngesunden jungen Burschen, um so mehr war er überrascht, ihn eines Tages ganz verändert, mit den Zeichen der Lepra vorzufinden. Einige Zeit später traf er ihn in voller Gesundheit wieder und auf sein Befragen erfuhr er von der Behandlung, die diesen Wechsel hervorgerufen hatte. Der Leprakranke wurde in ein kleines leeres Haus gebracht, seiner Kleider entledigt, sein Körper mit grünen Blättern gerieben und unter denselben vergraben. Ein kleines Feuer wurde entfacht und einige Stückchen des Sinu gaga darauf gelagt. Sobald der schwarze Qualm aufzusteigen beginnt, wird der an Händen und Füßen gebundene Leprakranke an einem Strick, der an seinen Fersen befestigt ist, über das Feuer gezogen. Sein Kopf befindet sich nur 15 Zoll von der Erde, inmitten des giftigen Rauches. Die Tür wird dann geschlossen und seine Freunde ziehen sich ein wenig zurück, während der arme Dulder dort gelassen wird, um mitten aus den erstickenden Dämpfen heraus zu schreien, flehen und zu klagen. Er muss oft dort für Stunden bleiben, schliesslich wird er ohnmächtig. Wenn man ihn für genügend geräuchert hält, wird das Feuer entfernt, der Schleim vom Körper gekratzt, in die Haut tiefe Wunden geschnitten, bis das Blut fliesst. Der Leprakranke wird nun heruntergenommen und auf seine Matten gelegt, um das Ergebnis abzuwarten. In einigen Fällen Tod - in vielen Fällen Gesundheit und Leben. Williami hatte sich dieser furchtbaren Prozedur unterzogen Williami ist nun kein Leprakranker mehr, sondern er geht auf Gottes Erde als ein gesunder Mann."

Kapitel VIII

Skaven

Auf einer Wanderung in den Niederungen verweilten wir in einem kleinen Dörfchen, das nur aus 3 oder 4 Eingeborenenhäusern bestand. Herr Haynes hatte Geschäfte mit dem Vorarbeiter zu erledigen, einem ältlichen Burschen mit kurzem Haar und ungewöhnlichen Gesichtszügen. Andere Männer standen in der Nähe. Einer war blind und erfüllte seinen Weg mit Hilfe eines Stockes, ein anderer, einseitig gelähmt, stützte sich schwer auf seine Krücke, er schleifte schwerfällig über das Gras. Herr Haynes begrüßte diese Leute in einer freundschaftlichen, fast jovialen Weise, ein erfrischender Kontrast zu der herrischen gebieterischen Art der weissen Geschäftsführin der "Echenke" gegen die schüchterne, barfüßige, braunkütige Wäscherin. Ich fühlte in ganzer Stärke den Mythos, den Glauben an die Zugehörigkeit zu einer höheren Herrenrasse, der die Seele eines ganzen Volkes verderben kann und die Freundschaft unter den Völkern zerstören.

Die Zeit, die Herr Haynes zu tun hatte, benutzte ich, um hinter der Siedlung, wo ein Strom kühlen Wassers schwach über einige Felsenhänge und Klippen hernieder rann, die Gegend abzugrasen. Ich sammelte ein hübsches Schilfgras (*Cyperus Seemannianus*) mit kastanienbraunen Dolden an dem schmalen Bach. Da bemerkte ich, dass das Wasser unter Bruchstücken braunen Bimssteins der Sicht entwand. Auf meine Frage ~~schickte mich Herr Haynes~~ wie dieser Bimsstein an diese Stelle gekommen sein könnte, die doch nicht vulkanisch sei, erklärte mir Herr Haynes dass der Ozean vor langer Zeit hier alles meilenweit bedeckt hätte, allerdings nur wenige Tage, dann kam eine Flutwelle, die diese Bruchstücke einer vulkanischen Explosion weit landeinwärts geschleudert hat.

Das allgemeine Aussehen der Einwohner verblüffte mich. Ich sah Fidschier, die zu den verschiedensten Stämmen gehörten, aber diese Männer glichen ihnen nicht. Haynes bezeichnete sie scherzhaft als "Schwarzdrosseln". Sie waren die letzten Überreste von fremden Insulanern, die man als Kontraktarbeiter vor vielen Jahren nach Fidschi brachte.

Schiffe durchtrefften die Südsee um ~~Insulaner~~ Insulaner auszuheben, die ihre Heimat verlassen wollten, oder sie wurden durch Betrug dazu gebracht, sich als Kontraktarbeiter an weit entfernten Orten zu verdingen. Es war eine gemischte Angelegenheit. In mancher Hinsicht wirtschaftlich gesund, förderte es ihre Erziehung in weisser Zivilisation, aber es führte auch zu abscheulichen Missbräuchen, die sehr häufig in Menschenraub und Mord ausarteten. Die Seiten der Fidschi-Geschichte sind von den Weissen so befleckt durch seinen Handel, der an Sklaverei grenzte, dass in der ganzen Gegend

Südsee die Eingeborenen zuzeiten Fidschi-Dampfer fürchteten. C.F. Wood, der im Jahre 1873 im Pazifik kreuzte, stellte fest, dass sein Schoner auf einer Insel "für ein Fidschier Menschenraub-Schiff gehalten wurde! Auf einer anderen Insel fand er, dass die Eingeborenen" obwohl sehr zivilisiert, ~~grünlich~~ durch den Fidschi - Arbeiterhandel gelernt hatten, auf jedes ~~Schiff~~ fremde Schiff mit Misstrauen zu blicken und nicht überredet werden können, ein Schiff zu besuchen." Wood kam sogar mit einem dieser Sklaventräger in Berührung. Er bemerkt: "Für einige Jahre schien eine Emigration von der überfüllten und unfruchtbaren Insel von Tamana ausgegangen zu sein nach der fruchtbareren und weniger bevölkerten Insel ~~Nui~~ Nui, einer der Ellice-Gruppe. Eines Tages hielt ein Fidschi-Dampfer auf der Suche nach "Arbeitsmaterial" für die Fidschi-Plantagen bei Tamana, wo eine Anzahl Eingeborener, alles in allem 35 Männer, Frauen und Kinder, ~~die~~ das Begehren hatten, als Passagiere mit nach Nui genommen zu werden. Da der Kapitän einwilligte, bezahlten sie ihre Passage mit Schweinen, Federvieh, Mastbäumen usw.. Der Kapitän hatte anscheinend jedoch die Absicht, sie nach Fidschi als "Arbeitsware" zu bringen, um sie dort zu verkaufen. Die Eingeborenen gerieten bei der Feststellung in grosse Unruhe, dass das Schiff ihren beabsichtigten Bestimmungsort bereits passiert hatte. Bei der Fahrt traf das Schiff jedoch unvermutet auf schlechtes Wetter, das es in Futuna abwarten musste. Da die Kingsmilleingeborenen wussten, sie sollten zum Verkauf mit nach Fidschi genommen werden, sprangen sie in der Nacht über Bord, sogar Mütter mit ihren Babys im Arm und schwammen ans Ufer. Diese Eingeborenen hatten das Christentum unter jener ganz ausgezeichneten Gesellschaft, der London Missionary Society, angenommen. Sie baten mich nun, sie wieder mit fort zu nehmen, wenn möglich nach Nui, irgendwo hin, nur nicht nach Fidschi, da das Land einen schlechten Ruf erhalten habe..... Ich möchte noch hinzufügen, bei meiner Ankunft in Fidschi berichtete ich diesen Vorfall dem Kapitän H.M.S. Dido, und als das schuldige Schiff ein wenig später ankam, wurde es beschlagnahmt. Bei meiner Abreise hielt man es immer noch zurück. Welche Schritte unternommen wurden, um die Eingeborenen in ^{ihre} Heimat zurückzuführen, erfährt man niemals."

Bei der Erörterung über die Neuen Hebriden stellt Wood offen fest: "Augenscheinlich entsteht hier ein neues Fidschi. Mit seinem Heranwachsen wird es dieselben Verbrechen, dieselben Schwierigkeiten mit den Eingeborenen dieselben Ungesetzlichkeiten, um nicht zu sagen Ausschreitungen, in der Beschaffung von Plantagenarbeitern bringen. Dieser Sprössling der Kolonien sollte daher beizeiten in die Hand genommen werden. Das Kind muss in der Art erzogen werden, wie es sich später benehmen soll, um ein gutes Ansehen zu erreichen, um nicht den Ruf der Englischen Nation herabzusetzen."

Hardy und Elkington erklären in ihrem wundervoll~~en~~ illustrierten Buch: "The Savage South Seas", dass, "man auf die Salomon-Inseln durch ~~ihnen~~ Arbeiterhandel aufmerksam wurde. Zu dieser Zeit bestand in Queensland eine grosse Nachfrage nach schwarzen Arbeitern. Händler, die die Inseln besuchten, fanden aus, dass sie starke kraftvolle Eingeborenen rauben könnten, um sie für gute Preise an Pflanzler in Queensland und Fidschi zu verkaufen, mit dem Ergebnis, dass den Mächten unbekannt, ein grosser und skandalöser Handel bewerkstelligt wurde..... Während der Untersuchung durch eine Kommission über das Gebaren der Sklavenhändler brachte man entsetzliche Tatsachen ans Licht, nicht nur bei den Sklavenhändlern, sondern auch bei den Pflanzern, besonders auf Fidschi, wohin viele von den Eingeborenen verkauft worden waren. Hierbei kam es heraus, dass zwei Engländer, die ^{sie} Gewohnheit besaßen, die Eingeborenen brutal zu misshandeln, einmal das Mass überschritten. Sie banden eine Frau an einen Baum, prügelten sie und rieben hinterher den Saft von Chilipeffer in die Wunden; das war eine ganz gebräuchliche Art der Bestrafung, aber als sie auch noch der Frau die Zehen abschnitten, rotteten sich die Eingeborenen zusammen, brannten die ganze Plantage nieder und töteten die Kinder der Pflanzler. Die beiden Pflanzler, traurig zu erwähnen, entkamen."

J.M. Alexander berichtet: "Für einen einzigen Arbeiter, der nach Fidschi oder Australien gebracht wurde, erhielt der Kapitän 150 Dollar, während seine Unkosten, den Mann dorthin zu bringen nur 5 - 10 Dollar betrugen. Dem Kapitän brachte mitunter eine einzige Reise einen Reinverdienst von manchmal 4000 Dollar."

Cummings schrieb über die vorherrschenden Bedingungen auf Fidschi 1876: "Auf einer Pflanzung fanden wir ein unerfreuliches Beispiel der allgemein bekannten Dinge vor, aber glücklicherweise werden sie nun unmöglich werden, so schnell es die neue Gesetzesverordnung erreichen kann: Auf einer Plantage, die von fremden Arbeitern bearbeitet wurde, erklärten diese, sie wären unter den verschiedensten Brutalitäten entführt worden. Sie kamen von Santo, Salomon-Inseln usw.. Man hielt sie hier schon ^{schon} 6 Jahre illegal, ohne irgendeine Bezahlung zu geben..... Einer erzählte, er hätte seine Frau und seine ^{seiner} Kinder eines Morgens verlassen, um sein bestes Schwein an dem grossen Schiff zu verkaufen; manche berichteten, dass ihre Kanus von schweren Gewichten, die von dem Schiff herunterfielen zerschmettert wurden, was sie hilflos gemacht, und der ~~Guts~~ Gnade eines gewissen Mannes ausgeliefert hätte; andere lockte man an Bord, um die Maschinen oder andere fremdartige Dinge zu betrachten. Als sie an Deck kamen, lag das Land schon weit hinter ihnen."

T.P. Lucas führt in seinem ungewöhnlich betitelten Buch: "Cries from Fidschi and Sighings from the South Seas. Crush Out the British Slave Trade."

den Bericht des Fidschi-Gouvernements an." Die Anzahl der polynesischen Einwanderer, die von den ersten Tagen des Januar, 1878, bis zu den letzten Tagen des Dezembers, 1881, in die Kolonie gebracht wurden, beträgt 7.137. Dort starben während der obigen ~~Exkurs~~ Periode 1.270 Seelen, die von dem Gesundheitsinspektor als geeignet zum Kontrakt bezeichnet worden waren. Die Sterblichkeitsziffer an Bord wurde im Jahre 1878 auf 9,3 % errechnet; dies war höchstwahrscheinlich unter der Grenze, ~~an~~ politischer Absicht der interessierten Parteien gegeben." Léves stellt fernerhin fest, 1882 verzeichnete man nach Schätzung von 5.979 Menschen, 603 Todesfälle, und

dass auf fünf Plantagen, die 554 Menschen beschäftigten, 264 starben. "Auf 4 den drei Plantagen der Colonial Sugar Company in R^uwa, die 471 Menschen beschäftigten, ~~11/224/~~ starben 240, also über 50%. Für die Entwicklung der Zuckerindustrie wurden diese polynesischen Arbeiter eingeführt." Sogar Mark Twain in "Following the Equator" geißelt diese Sklavenwirtschaft.

Alexander schreibt über die Aushebung bis einschliesslich dem Jahre 1892 dass "Diese Schiffe mitunter mit vertrauenswürdigen Beamten ausgesendet wurden, die dafür Sorge trugen, dass man die Arbeiter nur mit ihrem freiwilligen Einverständnis, mit gut erklärten Lohnverträgen und freier Rückkehr nach ihrer Inselheimat, annahm. Aber unverantwortliche Menschen gebrauchten manchmal, um die Plantagen in Australien und Fidschi mit Arbeitern zu versorgen, die gemeinsten Methoden, die denen des Sklavenhandels in Afrika glichen. Der Kapitän eines kleinen Schiffes pflegte zu weilen Erlaubnis von Sidney für den Handel mit Kopra und Trepang zu erhalten, kreuzte aber dann umher um Eingeborene zu kidnappen, die mit ihren Kanus mit Vorräten beladen zum Schiffe kamen. Zuweilen trat er in der Maske eines Missionars auf. Er strich sein Schiff weiss an, dass es das Aussehen eines Missionspaketbootes hatte, dann näherte er sich mit weisse wehender Flagge einer Insel und bei seiner Ankunft im Hafen ging er an Land wie ein würdiger Herr angezogen, trug eine Brille, einen Schirm über dem Kopf und eine Bibel unter den Arm. Wenn die Eingeborenen freudig herbeiströmten, um ihn zu begrüßen, lud er sie ein an Bord seines Schiffes zu kommen und ihn in seiner Kabine zu besuchen; plötzlich ergriff er sie, fesselte sie, um mit seinem Schiff inmitten der Schreie ihrer Verwandten und Freunde in den umliegenden Kanus, in See zu stechen."

Nach Alexander lief im April ^{1892/} der Dampfer "Montserrat" unter Kapitän W.H. Ferguson, dem Leiter, und Kapitän Blackburn, dem Segelmeister, von San Francisco aus. Scheinbar zu einer Handelsreise nach Nanaimo, in Wirklichkeit aber war es eine Menschenraub - Expedition nach den Gilbert-Inseln. Die Herausgeber der San Franciscoer Zeitung "Examiner" sandte heimlich einen Reporter

W.H. Brommage, als einen der Mannschaft mit. Brommage entdeckte, dass Kapitän Fergusson einen Handel mit den Pflanzern von San Jose in Guatemala ^{W. O.} abgeschlossen hatte, wonach sie ihm 100 ^{U.S. Dollar} % für jeden Arbeiter zahlen sollten. Aus diesem Grunde verschifften er alle, deren er mit anständigen oder unredlichen Mitteln habhaft werden konnte, wie kleine Kinder oder Männer und Frauen von Alter gebeugt und kaum in Stande die Laufplanken des Dampfers herauf zu gehen. Die mit den in Aussicht genommenen Arbeitern gemachten Kontrakte waren wohl gesetzmässig, aber man überlistete sie durch Betrug, Gewalt und Grausamkeit. Zum Beispiel: als der Kapitän auf Marak²ei, eine der Gilbertinseln, keine Möglichkeit mehr sah, einige erwachsene Eingeborene zu verschifften, ergriff er vier Knaben und sperrte sie über Nacht ein. Drei von ihnen entkamen, der Vierte wurde mit an Bord der "Montserrat" genommen. Die verzweifelten Eltern bettelten flehentlich um die Freilassung ihres Sohnes. Da sie es nicht ^{et} erzielten, unterzeichneten sie schliesslich einen Arbeitskontrakt, damit sie ihn wenigstens in's Exil begleiten konnten. Dieser ~~Nix~~ Kniff, Kinder zu rauben und festzuhalten, bis sich ihre gebrochenen Eltern auch einschifften, um sie zu begleiten, wurde wiederholt. Mehrere Male versuchten einige der Eingeborenen über Bord zu springen und fortzu schwimmen, aber man schoss auf sie und gewöhnlich wurden sie wieder eingefangen. Durch solche niederträchtigen Methoden verschaffte sich der ruchlose Kapitän drei Eingeborene von Makin, 40 von Marakei, 6 von Tarawa, 8 von Maiana, 40 von ~~Abak~~^{Abak}ang, 107 von Nonouti, 97 von Tabiteuea, 22 von Beru und 5 von Nukunau. Bei ihrer Ankunft in Guatemala nach vielen Leiden und Entbehrungen, stellten die Pflitzer fest, dass innerhalb eines Jahres 75 % an Fieber sterben würden. § Fussnote: Orthographie der Inselnamen nach: Permanent Committee on Geographical Names for British Official Use.

Rev. John G. Paton von der Mission auf den Neuen Hebriden ^aacht die Feststellung dass der Kanaken - Arbeiter - Handel viele

Tausende von Eingeborenen in kolonialer Sklaverei vernichtet und die Inseln weithin entvölkert hätte, direkt oder indirekt, durch Krankheit, Laster, Elend und Tod.....Der gemeinsame Ruf der Sklav^{ny}erfänger wart:» Lasst sie umkommen und lasst den weissen Mann diese Inseln besetzen.« Im September 1892 ging Paton in die Vereinigten Staaten um für einen internationalen Vertrag nachzusuchen, »der die Fortsetzung des Kanaken - oder Sklavenhandels, durch den ein Drittel der Eingeborenen jener Inseln (Neue Hebriden) nach ^UAustralien oder Fidschi verschleppt wurden sind, verbietet.« Paton schätzt, dass ^SSk^lavenjäger 70,000 Pazifik-Inulaner aus ihrer Heimat verschleppten!

Wie die weisse Rasse in früheren Zeiten auf die rohe Verteidigungsart der Eingeborenen gegen den Menschenraub reagierte, wird im Jahre 1900 durch den verstorbenen R.J.Seddon, dem Premier von Neuseeland, folgendermassen ausgedrückt:» Wehe, dass im Pazifik nur zu oft ein britisches Kriegsschiff die Unvernunft der Weissen unterstützte. Dörfer wurden bombardiert und unschuldige Menschen hingerichtet, weil die Eingeborenen einige Mannschaftsangehörige eines Kidnapper - und Menschenraubschiffes töteten, oder irgendeine andere Gewalttat verübt hatten.« Durch solche grässlichen Erinnerungen an die selbstgerechte, selbstzufriedene und mythisch höher stehende weisse Rasse, hassen und verachten die farbigen Rassen im Pazifik und in der ganzen Welt den weissen ~~Menschen~~ ⁶Menschenraub im Pazifik ist jetzt vorbei, die Bedingungen in Fidschi haben sich in der Zeitspanne eines einzigen Lebensalters gebessert. Eine alte weisse Frau, die sich gern an ihre Kinderjahre in Fidschi erinnert, klagte während meines Aufenthaltes in Suva:» Als ich ein ^{kleines} ~~junger~~ Mädchen war, knieten die Eingeborenen vor mir nieder, wenn sie mich anzusprechen wünschten. Jetzt haben sie die Unverschämtheit mit geradewegs in die Augen zu sehen.« Dieser Wechsel ist nicht genug. Ungeheure Verbesserungen in der Behandlung der Eingeborenen Fidschi's sind, seit der Abtretung an Gross - Britannien, die am 10. Oktober 1874

erfolgte, noch notwendig, bevor der Rassenhass zur Ruhe kommt. Unglücklicherweise haben die Fidschier bis auf den heutigen Tag noch Grund, sich bitter zu beklagen. Sie sind nicht frei wie ihre farbigen Brüder im demokratischen Hawaii; viele von ihnen sehnen sich nach der Annexion Fidschis durch »Merika«.

So wie Herr Dods auf Mbalanga uns geholfen, so halfen uns auch unsere Wainu-Nachbarn Herr und Frau Haynes. Am Abend des 25. Januar kamen wir zu einer fröhlichen Geburtstagsfeier in ihrem Hause zusammen. Ein anüsanter demokratischer Kreis, der mich an Parties, wie sie in Hawaii abgehalten werden erinnerte. Man bemerkte kein Anzeichen von rassischem Vorurteil, obgleich sich die Gesellschaft aus dem ~~Philippino~~ ^{Philippino} Ordenez, dem rein fidschianischen Michaeli, oder halbfidschianischen Frau Haynes, ihren Kindern, dem reinrassigen Weissen Herrn Haynes, mir selbst und einem frisch aussehenden, weiss-haarigen Regierungsbeamten zusammensetzte. Der letztere war sehr vergnügt und man brachte ihm viel Sympathie entgegen. Später erfuhr ich, dass seine Frau, die seit Jahren an hartnäckigen offenen Geschwüren litt, kürzlich als Leprakranke diagnostiziert und in ein Hospital auf der Insel Makongai überwiesen wurde, wahrscheinlich um nie wieder zu kehren.

So wie sich der weisse englische Löwe und das farbige Lamm bei dieser Geburtstagsfeier zusammenfanden, würde es in Sava selbst niemals möglich sein ~~sein~~. Stattdessen hätten sich die Leute von verschiedenen rassischer Herkunft in zwei oder drei getrennte Gruppen aufgeteilt. Mit guter Erziehung und Mischen der Jugend aller Rassen in den Schulen, wie es im »Schmelztiegel« Hawaii ~~Nei~~ ^{Nei} getan wird, wäre bald alle Annassung, Ungerechtigkeit, ~~Erbsinnlichkeit~~ ^{Knechtschaft} und rassische Unruhe für Fidschi beendet.

Durch den Bankrott der Kopraindustrie könnte man Herrn Haynes als Landarmen bezeichnen. Bargeld war eine Seltenheit im ganzen Distrikt, die Zukunft der Kopraindustrie entmutigend, so dass er nicht länger Zeit darauf verwandte, eine neue Pflanzung von Zwergkokospalmen

weiter zu pflegen. Rinderzucht lieferte noch eine Möglichkeit etwas Bargeld zu erlangen, deshalb besass Herr Haynes eine halb-wilde Herde auf seinen ausserhalb gelegenen Ländereien auf Matanggalendanu, zwischen Salt Lake und Natewa Bucht. Er lud uns ein, ihn dorthin zu begleiten, damit wir in einer anderen Gegend botanisieren könnten. Nachmittags fuhren wir mit ihm und einigen anderen Begleitern in einem Lastwagen Herrn Leppars los. An einem tiefen Salzwasserstrom, der bei Ebbe von Salt Lake mit starker Geschwindigkeit zum Ozean fliesst, bei Flut mit der gleichen Geschwindigkeit landeinwärts, um dann umgekehrt wieder den Wasserspiegel von Salt Lake zu heben, luden wir unsere Ausrüstung aus. Anfänglich stolperten wir dann einen sumpfigen Pfad entlang, der voll von Wurzeln der mächtigen iwi (Inocarpus fagiferus, Erbsenfamilie) und anderen Salzresistenten oder Salzliebenden Bäumen der Niederungen war. Schliesslich aber gewannen wir höheren offeneren Boden. Ein Marsch von drei bis fünf Kilometern brachte uns zu dem Holzhaus von H's Ranch auf Matanggalendanu. Während H. seinen wilden Rindern nachpürschte, bis er schliesslich ein oder zwei Bullen ~~xxx~~schliessen konnte, konzentrierten wir uns auf's Pflanzensammeln.

Wir fanden dort eine ganze Anzahl Arten, vom pantropischen Unkraut bis zu Neuheiten. Entlang des Strandes und unter Kokospalmen wuchsen Amaranthaceae - Fuchsschwanzgewächse, wie Achyranthes aspera. Bereits Smith sammelte sie vor 10 Jahren auf Macla, wo man sie ~~xxxx~~soni - iwi nennt. Ein anderes Unkraut, die rosa-blühende Malve Urena lobata wird in manchen Gegenden wegen ihrer juteähnlichen Faser angebaut. Auf trockneren Plätzen, nahe dem Ranchhaus, sammelte ich einen Strauch, eine Form von Dodonaea viscosa. Heute bildet die Gattung eine eigene Familie; früher gehörte sie zu den Sapindaceae. Man kennt sie in dieser Gegend als Katasai. Wegen ihres ausserordentlich starken Holzes nehmen sie die Fidschier gern zur Herstellung von Spazierstöcken. Das im Orient weit verbreitete Gras Imperata cylindrica, nahe der Küste wachsend, hat süssliche Rhizome. An einer dunklen Waldstellen stan-

den mehrere kleine Bäume von Syzygium corynocarpum (Myrtengewächse). Manche von ihnen brachten dunkelrote Früchte hervor, andere dagegen rein gelbe. Diese kaum genießbaren Früchte, dem Rosenapfel ähnelnd, sitzen an so kurzen Stielen unten am Stamm, dass sie auf der Erde liegen. Auf Vanua Levu führt die Pflanze die Namen lembra ndrau lailai, misi-misi, ulala. In Samoa, wo diese Pflanze auch vorkommt, wird die farbige Frucht zu nur für Häuptlinge bestimmten Halsketten verarbeitet. Von einer anderen Myrthe, Eugenia rariflora, auf fidschianisch tomitomi genannt, werden die frischen Blätter zerquetscht und der Saft zaxmx an Mundfäule leidenden Babies zu trinken gegeben. Sie wächst in verschiedenen Varietäten und Formen auf vielen Pazifikinseln, einschliesslich Hawaiki. Nicht weit vom Ozean sammelte ich eine wilde Citrus, die später Walter T. Swingle, der Vater meines vormaligen Gefährten auf der Cheng Ho als Citrus macroptera identifizierte, der Eingeborenennamen dafür in dieser Gegenlist moli kurukuru oder moli kau.

In einer Salzmarisch fand ich ein seltsam aussehendes, ungefähr 1 m hohes Riedgras (Scirpodendron ^gchaeri). Es glich oberflächlich gesehen, einem zwergartigen Pandanus, mit einer verkleinerten, kastanienbraunen, holzigen Ananas auf dem Wipfel. An der Küste sah ich ein fidschianisches Haus, bei dem dieses Gras als Abdeckung der Hausseiten diente. Um die Pflanze flach anliegend zu machen, halbieren die Eingeborenen die dicken Wurzelstöcke und Blütenstände in Längsrichtung. Sie halten dies Material für sehr dauerhaft.

Mit unserer Pflanzenausbeute und einem Stück mbula-ma-kau §§ (Fussnote: Fidschianisches Wort für Rindvieh, Bulle, Ochse oder Kuh. Sicherlich datiert diese Bezeichnung seit der ersten Einführung von Rindvieh. Als die Geschöpfe von den Engländern den Eingeborenen als "Bull and a cow" gezeigt wurden, dachten sie, dass mbula-ma-kau ein einziges Wort sein.) im Lastwagen, kehrten wir zu unserem Wainahaus zurück. Während der Fahrt erzählte uns Haynes, dass in der ganzen Gegend, durch die wir kamen, ungefähr 50 % der Bevölkerung im

Alter von vierzig Jahren Anzeichen von Filariasis zeige. Diese Krankheit verursachen mikroskopisch kleine parasitische Würmer, die durch den Stich gewisser Moskitos in die Lymphgefässe des Menschen übertragen werden. Dort vermehren sie sich und legen tausende von Eiern, aus denen dann Mikrofilarien ausschlüpfen, die durch die Lymph- und Blutbahnen in den ganzen Körper des Opfers geschwenmt werden. Ich glaube, dass Filaria - wenigstens zwei Arten existieren: eine die am Tage und eine, die in der Nacht übertragen wird. Erfolgt die Infektion durch die sich am Tage ernährende ⁿAedes Moskitos, wandern die Larven ~~weiter~~ tagsüber an die Oberfläche des Körpers. Nachts dringen sie in die Milz ein und verhalten sich dort verhältnismässig ruhig. Wird jedoch der Betreffende von den sich nachts ernährenden Culex Moskitos infiziert, wandern die Larven nächtlicherweise an die Oberfläche des Körpers und verbleiben dann tagsüber in der Milz. Da die weiblichen Tagesmoskitos oder die weiblichen Nachtmoskitos, - die Männchen sind harmlos -, das Blut aus der Oberfläche der infizierten Personen saugen, wird die besondere Art der Tages- oder ^{mikro}Nichtfilaria von der besonderen Moskitospezies mit aufgesogen, die zur Weiterentwicklung für die Larven geeignet ist. Anstatt dass die Larven nun mit dem Blut zusammen im Mosquito verdaut werden, entwickeln sie sich in ihrem Wirtsinsekt bis zur Geschlechtsreife. Sticht nun ein solcher Mosquito einen Menschen, so "impft" er ihm mit dem Speichel die Filarien ein und der Kreislauf beginnt von neuem.

Wird man von zwanzig oder gar hundert solcher Filarietragenden Moskitos gestochen, wie es mir wahrscheinlich passiert ist, braucht man keinen grossen körperlichen Schaden davonzutragen. Erfolgen aber diese Moskitosimpfungen über eine längere Zeit, kann die Anzahl der lebenden und toten Würmer, sowie der Eier, gross genug sein, um die Lymphdrüsen teilweise zu verstopfen und so Entzündungen, Tumore und Abszesse hervorrufen. Solche schweren Fälle der Filariasis, wo die Glieder oder verschiedene Teile des Körpers zu enormen Dimensionen anschwellen, werden dann als Elephantiasis bezeichnet. In Fidschi, wo viele an

besonders ^mEingeborene, an Elephantiasis leiden, kann man sie trotzdem bei ihrer Arbeit antreffen. Ordóñez und ich empfanden Mitleid, ^{Er}Erst und schließlich Enttäuschung über einen älteren Fidschier, der vergeblich um unser Haus lungerte, um uns zu enormen Preisen zerbrochene, vom Meer abgewetzte Muscheln anzubieten. Sein, zu elephantischer Grösse angeschwollenes ²Bein, hatte Zehen von beinahe normaler Grösse, die aber das überquellende Fleisch zum grössten Teil verbarg. Hungerige Fliegen umschwärzten in der Sonne die vernachlässigten Schrammen und Wunden auf seinem Bein. Durch die Schwellung war die Haut straff gezogen, glatt und glänzend. Geht der Umfang des Beines nach einem Anfall zu mehr normaler Grösse zurück, schält sich die Haut wie nach einem Sonnenbrand. Bleibt so ein Körperglied schliesslich für immer geschwollen, treten die Anfälle nicht mehr so heftig, wie in den ersten Stadien der Krankheit auf. Wie bei der Lepra ereignet sich bei dieser Krankheit kaum ein Todesfall, kommen jedoch noch andere Leiden dazu, wird der Kranke schnell das Zeitliche segnen. In Fidschi behauptet man, dass der Aufenthalt in einem kälteren Klima die Krankheit aufhalte. Ein Schotte, der daran litt, wanderte nach Neu-Seeland aus. Nach über fünfzehn Jahren, in denen er keinerlei Anzeichen der Krankheit verspürte, entschloss er sich zur Rückkehr nach Fidschi. Innerhalb von einigen Monaten traten die alten Beschwerden wieder auf. Der Regierung ist die Kontrolle der Filariasis gleichgültig, jedoch gegen Ausbreitung der schrecklichen Geissel der Lepra geht sie energisch vor. Entwässerung und Besprühen mit Insektenbekämpfungsmittel der Sümpfe, freie Verteilung von Moskitonetzen an die verarmten Eingeborenen und Inder in den Krankheitsbefallenen Gebieten, ist eine elementare, aber noch vernachlässigte Kronpflicht.

Leute, wie Herrn und Frau Haynes, für die vielen erwiesenen Freundlichkeiten zu bezahlen, war eine Unmöglichkeit. Es hätte sie in ihrem Feinsinn ^(P)verletzt. Ich würde es auch nicht bei Amerikanern wagen; Briten sind in solchen Dingen noch empfindlicher. So konnten wir ihnen beim Abschied nur danken. Sechs Monate später verschiffte ich als Ausdruck meiner Wertschätzung von Hawaii aus eine gute Qualität

Macadamianüsse an Herrn Haynes. Er konnte nun versuchen, eine andere, vielleicht lohnendere Ernte zu erhalten, als Ergänzung zu seiner ^{sehr} wenig einbringenden Kopra.

Als wir mit dem Lastwagen Herrn Leppers in Savu Savu ankamen, mussten wir leider feststellen dass das Schiff nicht am selben Tage eintreffen würde. Widerstrebend kehrten wir nach Wainu zurück. In dieser Nacht wachten wir uns alle auf, um mit gebundenen Schilffackeln und Coleman Laternen ausgerüstet, bei Ebbe schlafende Fische zu speeren. Wir fingen auch ouran (Langusten) die in den Vertiefungen des Riffs wachten. Eine Strandung auf dem Riff bei Flut ist ausserordentlich gefährlich obwohl viele kleine Inseln dort sind, denn der menschenfressende Hai geht dort auf Raub aus. Wie das beigelegte Bild von Dr. Smith zeigt, ist es ~~unmöglich~~ ihnen zu entkommen, weil die, durch die Tätigkeit des Meeres unten ausgewaschenen Inseln nicht zu erklettern sind.

Am folgenden Tage hiess es die »Yanawai« treffe an diesem Abend ein. Wieder fuhr uns Lepper nach Savu Savu, wo wir unser umfangreiches Gepäck auf den verlassenen grassbedeckten Quai niederstellten und im ⁱⁿ Nähe gelegenen Hotel unser Abendessen einnahmen. Unser Gepäck war in einer hauptsächlich von Eingeborenen bevölkerten Gemeinde sich ^{er}. Vor Einbruch der Dunkelheit ^h kehrten wir zum Quai zurück und machten ^{es} uns auf unseren Beuteln und gerollten Decken so bequem wie möglich, schlugen mitunter nach den vielleicht mit *Filaria* infizierten Moskitos und warteten.

Bevor die Sterne erschienen, sah ich in grosser Entfernung ^a und Höhe über der Bucht einen sich langsam fortbewegenden Punkt. In gemessenem Fluge kam er näher, ein zweiter erschien in der Ferne, dann folgten mehrere. Es waren langsam mit den Flügelgelen schlagende Fledermäuse, grosse Säugetiere mit einer Flügelbreite von nahezu einem Meter. Sie beschworen die faszinierende Vision eines vergangenen Zeitalters herauf, als die Pterodactylen noch den Himmel durchstießen. Diese mbeka von Fidschi, fliegende Fuchse, sind eine Art von

fruchtfressenden Fledermäusen. Dods hatte mir erzählt, dass sie sehr zahlreich in Savu Savu waren, bis eine Epidemie sie dezimierte. Bleibende Skelette lagen unter den Fledermaus-Bäumen.

Allmählich erschienen am Quai mehr und mehr Eingeborene, einige Inder, ein oder zwei Weisse und Halb-Fidschier, alle rauchend und schwatzend. Endlich traf um 1 Uhr nachts die »Yanawai«. Ich erhielt eine Kabine in der für Weisse Passagiere reservierten Abteilung; Ordonez dagegen bekam eine Kabine in der Abteilung für »Mischlinge« zugewiesen. Die meisten Eingeborenen und Inder machten es sich im Zwischendeck so bequem wie möglich. Gegen 10 Uhr morgens erreichte unser Dampfer Levuka, die frühere Hauptstadt Fidschis auf der Insel Ovalau, wo man Frachten aus- und einlud. Dies ermöglichte uns einen kleinen botanischen Bummel, ~~vorher~~ bevor unsere Fahrt nach Suva weiter ging ~~wel~~ wir, gegen 6 Uhr abends landeten.

Dr. Jack, Direktor des Landwirtschafts-Departements; Herr Stanley, Schatzmeister; Herr Parham, Botaniker; und Herr Turbet, Veterinär, ⁿ in Futtergräsern interessiert, halfen mir alle liebenswürdig während meines Fidschi-Aufenthaltes. Ich bin ihnen sehr zu Dank verpflichtet. Dr Jack überliess mir einen Vorratsraum der sich an sein Stenographenbureau anschloss. Dort bewahrte~~te~~ ich getrocknete Pflanzen, Löschpapier und andere Ausrüstungsgegenstände auf. ~~Vorher~~ Früh am nächsten Morgen holten wir unsere anderen Sachen von Bord der »Yanawai« ab. Da die Gebäude des Landwirtschafts-~~Departement~~ Departement nicht weit vom Quai lagen, ^w gingen wir daran, unser Gepäck über den ausgedehnten Rasenplatz zu unserem Lagerraum zu bringen. Für einen farbigen Mann fand man dies ganz in Ordnung; aber für mich, einen Weissen, grosse Bündel in aller Öffentlichkeit tragen zu sehen, war einfach skandalös! Bei einer weissen Person setzt man nicht einmal voraus, dass sie ein Päckchen trägt, sagteⁿ mir einige Briten. Das Ansehen der Weissen Rasse würde dadurch in den Augen der Farbigen herabgesetzt.

Auf seinem Weg zum Vorratsraum betrat Ordonez freundlich das Heiligtum der Stenotypistinnen mit einem höflichen »Guten Morgen.«

Die Hauptstenographin, Tochter eines Gefängniswärters, starzte den Philippino Jüngling für seine "Impertinenz" in ärgerlichem Schweigen an; Ihre Assistentin jedoch, fühlte sich in ihrer Würde nicht beleidigt und beantwortete seinen Gruss mit einem freundlichen Lächeln. Einige Minuten später begrüßten mich natürlich die beiden Damen wie sie es für meine Rasse und Stellung richtig erachteten. Ordóñez, ein scharfer, empfindlicher Beobachter, erzählte mir bald von seinem morgendlichen Erlebnis. Ich hatte oft auf dem Departement zu tun, einerseits um Ratschläge von Herrn Dr. Jack~~son~~ zu erhalten, andererseits musste ich mich um meine Pflanzen, die dort lagerten, kümmern. Auf dem Wege zu meinem Lagerraum verweilte ich des Öfteren im Stenographenbüro und konnte mich bei einer Gelegenheit nicht enthalten, die Chiefstenotypistⁱⁿ wegen ihres Benehmens gegen Ordóñez zu necken oder wie die Kolonisten sagen: "Am Bein zu ziehen;" Als ich ihr sagte, Ordóñez würde ihre Entschuldigung für ihr ungezogenes Verhalten entgegennehmen, warf sie eigensinnig den Kopf zurück und erwiderte: "Ich denke nicht daran, mich bei einer farbigen Person zu entschuldigen, ob ich Recht oder Unrecht habe." Ihre Assistentin dagegen antwortete nachdenklich, als ob die Möglichkeit noch nie an sie heran getreten wäre: "Ja, ich glaube, es wäre dann vollkommen für mich in Ordnung." Diese junge Dame arbeitete als Leiterin einer Gruppe von "Brownies" ernsthaft an der Besserstellung der Eingeborenen Mädchen.

Zufällig kam ich eines Tages an den Hafen von Sava, wo die Cheng Ho am Quai lag. Dort beobachtete ich ein älteres Ehepaar, das die Deschunke ängstlich und unruhig betrachtete. Der Mann sah wie ein erfolgreicher Durchschnittsamerikaner aus; seine Frau dagegen, mit ihrem weissen Haar und Perlohringen ähnelte einer typischen reichen Witwe, wie man sie am New York Park, oder 5. Avenue, oder sogar auf dem Broadway sehen kann. Ich vermutete, dass das Ehepaar gern an Bord der Cheng Ho wollte, um Frau Archbold einen Besuch abzustatten. Ich trat näher, stellte mich vor und fragte, ob meine Vermutung richtig sei. Es war so. Der Herr nannte seinen Namen. Dann brüllte ich über das Wasser nach dem Beiboot, ein notwendiger aber unpassender Vorgang, der die

Dame fast betäubte. An Bord der Cheng Ho stellte ich die Gäste als Herrn und Frau So-und-So vor. Die elegant gekleidete Dame richtete sich mit hoheitsvoller Miene zu ihrer vollen Grösse auf und verbesserte mich, indem sie sich selbst vorstellte: "Ich bin Lady So-und-So." Mein Faux pas und die nachdrückliche Betonung ihres Adels reizten später den humorigen Sinn meiner Bekannten.

Kapitel IX Nandarivatu, Bergen
Um dem tollen Betriebe zu entgehen, der vor Frau Archbolds Ankunft herrschte, fragte ich Dr. Tack um Rat, wo eine vielversprechende Sammelgegend wäre, da ich nicht nur die gewöhnlichen Pflanzen um Suva sammeln wollte. Er empfahl mir die Berge um Nandarivatu, auch weil dort ein passendes Regierungsrasthaus sei. Herr Stanley, schnell für einen Urlaub bereit, arrangierte eine Fahrt und nahm uns mitsamt unserer ganzen Ausrüstung in seinem Auto mit. Während wir dort nach Herzenslust botanisieren könnten, würde er sich am Golfspiel auf dem Platz hinter dem Hause erfreuen.

Nandarivatu ist Regierungsstation mit einem beamteten Distriktskommissar, zu dieser Zeit ein gewissenhafter ehrlicher Mann. Es besitzte ein Postamt; einen altmodischen von einem Herrn Rag geleiteten Dorfladen, einen weissen Polizeibeamten, ein netter junger Bursche mit einem persönlichen chinesischen Koch, um seinem Amt mehr Würde zu verleihen, und ein Gefängnis. Hier wie überall in Fidschi musste ich ~~unmissverständlich~~ entsetzt feststellen, dass man arme, gewöhnlich heimwehkranken Eingeborene in einem schrecklichen, scheunenähnlichen Gebäude inhaftiert hatte. Das ganze "Vergehen" bestand darin, dass sie ihre Steuern nicht bezahlen konnten. Morgens führte man sie zur Instandhaltung des Golfplatzes hinaus; abends wurden sie unter der Bewachung eines bewaffneten Eingeborenen eingeschlossen. Feststellungen von Reisenden, die Eingeborenen sähen das Gefängnis als einen fröhlichen Landclub an, irren sich, aber ~~xxx~~ es ist keine Schande für die Fidschier eine Zeit im Gefängnis der Weissen verbracht zu haben. Der unverbildete, freundliche Eingeborene empfindet die Ungerechtigkeit des Systems besonders, wenn er beobachtet, dass weisse ~~kaküggmar~~ Betrüger straffrei ausgehen, mit Regierungsgeldern

ausgestattet werden, die es ihnen gestatten, sich in ein müheloses Leben zurückzuziehen; nur damit der Mythos von der Unfehlbarkeit des weissen Mannes nicht zerstört werden soll. In fortschrittlicheren Ländern würden Handlungen oder Missgeschicke, für die viele Eingeborene in Fidschi eingesperrt werden, Mitleid erwecken und das Opfer berechtigen, sich an ein Wohlfahrtsunternehmen um Hilfe zu wenden.

Nandarivatu liegt ungefähr 1 000 Meter hoch und fast 11 Kilometer von der Höchsten Erhebung der Insel (1387m) dem Tomanivei oder Mount Victoria entfernt. Gegen Nachmittag ziehen Wolken auf und erzeugen gegen 4 oder 5 Uhr schwere Regenfälle. Die Vegetation ist ~~xxxxxx~~ verschwenderisch und reich. Grosse Kauribäume (*Agathis vitiensis*) stehen vereinzelt hier und dort im Walde. Diese Methusalems der Pflanzenwelt werden unbarmherzig als Bauholz gefällt; die Regierung hat nicht einmal einen Landstrich mit diesen herrlichen immergrünen Bäumen als Naturpark zurückbehalten für kommende Generationen. Die Bauholzindustrie beherrscht alles. Das bedeutet endgültige Vernichtung eines Urwaldes, der nie wieder ersetzt werden kann.

Gerade als ich mit Ordenez das Rasthaus betreten wollte, flüsterte mir Herr Stanley, mit den Gewohnheiten der Kolonie vertraut, taktvoll zu, ich solle allein wegen der Unterkünfte verhandeln. ^{Wäulein} Miss Reay, die Verwalterin des Rasthauses, des Postamtes und ungefähr aller Angelegenheiten, die mit dem Beförderungswesen zusammenhingen, wollte mich mit meinem Filipinoassistenten unterbringen. Weil aber eine grosse Anzahl weisser Gäste im Haus logierte, wusste sie nicht, wie sie auf die unerhörte Situation reagieren würden, mit einer farbigen Person unter einem Dach zu leben. Ich befragte die höchste beamtete Autorität, den "D.C.", über diesen Fall. Er erklärte, es wäre das Beste, nicht einen aufregenden Vorfall hervorzurufen, ganz gleich wie gebildet der Filipino auch sein möge. Er könne nicht im Gasthaus wohnen, aber im Eingeborenenviertel für Bedienstete Quartier finden und in der Gasthausküche essen. Grosszügig gestattete man ihm, mich im Gasthaus zu besuchen, um ⁿ bei der Arbeit zu helfen. Er durfte aber nicht den für Gäste reservierten Haupteingang benutzen.

b Der Hausboy, mit Spitznamen »Smelly«, den er wegen seines fidschianisierten christlichen Namens Ishmaeli erhalten hatte, wollte Ordonez für einen diskutablen Preis auf seinem Hausboden schlafen lassen. Der ^{indische} Koch liess ihn ohne ersichtlichen Grund eine beträchtliche Zeit warten und klatschte ihm schliesslich als Abendessen ein unappetitliches Futter auf den Teller. Wahrscheinlich wollte er ihm durch dieses alberne Verhalten den sozialen Unterschied zeigen. Bis zur Abreise aus Nandarivatu war ich so über die dienstfeilige Servilität des Inders zu mir und seine gemeine Behandlungsweise zu den farbigen Personen gereizt, dass ich mir selbst die kindische Genugtuung verschaffte, »Smelly« das Trinkgeld des Inders mit dem seinigen zusammen auszuhändigen. In Nandarivatu fiel Ordonez durch das Benehmen der Weissen und des nachhelfenden Inders mit einem Stoss von seiner gewohnten Klassenordnung: vom menschlichen Wesen fiel er nicht gerade auf die Stufe des Tieres, aber gewiss auf die unter dem Menschlichen, ein zwielichtiger Zustand, ohne Hoffnung auf die Seligkeit des christlichen Himmels, wo vermutlich nur Platz für Mitglieder der weissen Rasse aufbewahrt wird. Solche Behandlung gewinnt schwerlich Anhänger für das Christentum. Bereits von der langen Autofahrt ermüdet war dieser psychische Schlag zuviel für ihn. Mit ungünstigen Gefühlen gegen die weisse Rasse und erbittertem Hass gegen alles Britische, weinte sich Ordonez in dieser Nacht leise in den Schlaf.

Ich hatte diesen jungen Filipino, einen früheren Schützling von mir, eingeladen, mich ohne Bezahlung auf der Cheng Ho - Reise zuzubegleiten. Ich brauchte einen Assistenten, ausserdem dachte ich, Reisen sei von erzieherischem Wert für ihn. Ich hatte bestimmt nicht gewünscht in ihm Hass aufzuspeichern, noch durch die verschiedenen Formen ausgeklügelter Brutalität seinen Geist zu vernichten. Stanley und ^{die} Fräulein Reay, die nie zuvor einen Filipino gesehen hatten,

halfen uns verständnisvoll aus dieser peinlichen Situation. Am nächsten Tage vermittelten sie mir ein abseits liegendes Mietshäuschen, das dem Unternehmen angeschlossen war. Dort konnte die Öffentlichkeit nicht erfahren dass Stanley, Ordóñez und ich in vollkommener Harmonie lebten und tatsächlich unsere Mahlzeiten zusammen einnahmen, wie echte Menschen.

Ich habe Herrn Stanley stets ^{geachtet}geachtet, weil dieser gebildete Mann die Gewohnheiten zurückwies, die noch in Fidschi, wie auch in den umnachteten, bigotten Gegenden der südlichen U.S.A. herrschen.

Plötzlich ertönten die dumpfen Töne der lali, ein massives Schlaginstrument, und ein wenig später eine starke Stimme, die fidschianische Worte über das Land schmetterte. Wir schwiegen verblüfft, es hörte sich an wie Feueralarm oder Alarm für eine andere schwere Katastrophe. Später erfuhren wir, dass der ~~lali~~ lali stündlich von 6 Uhr morgens bis 10 Uhr nachts geschlagen wird, um die genaue Zeit für die uhrenlose Eingeborenengemeinde anzugeben. Die laute majestätische Stimme gehörte dem Dorfausrufer.

Die meisten Fidschigemeinden haben bis auf den heutigen Tag ein oder mehrere lali auf ihrem para (Dorfbanner). Früher riefen sie zu den häufigen Stammeskriegen auf, heute dagegen laden sie das Volk Sonntags zur Kirche ein. Lali ist das fidschianische Telefon, ein schnelles Verständigungsmittel für die Gemeinden. Mit einem besonderen Rhythmus ruft er die Arbeiter von ihren Dschungelgärten heim; mit anderen Schlägen kündigt er die Ankunft prominenter Gäste an; Nachrichten von einem Ort zum anderen wieder mit anderen ~~Erk~~ Schlagfolgen; und festliche Anlässe in wiederum veränderter Form. Thomas Williams, der dreizehn Jahre in Fidschi als Missionar verbrachte, schrieb 1859: „Sind die Körper der Feinde für den Bratofen vorbereitet, wird das Ereignis durch ein besonderes Schlagen der Trommel angekündigt, das mich immer alarmierte; sogar bevor ich erfuhr, was das bedeutete.“

Lali, obwohl allgemein Trommel genannt, könnte eigentlich als Gong bezeichnet werden, aber das ist auch wieder nicht ganz richtig. Ohne ein passendes deutsches gleichwertiges Wort ist am einfachsten, es mit seinem ein-

Der lali heimischen Namen zu nennen. ~~Er~~ besteht aus einem einzigen Stamm, gewöhnlich aus Terminalia-oder Guettarda -Holz, der in seiner ganzen Länge ausgehöhlt ist, ausser einer querverlaufenden Trennwand, die in einem bestimmten Abstände von jedem Ende liegt. Die Innenseiten können gerade verlaufen, oder beschreiben innen Kurven, die nach der Spitze hin einen breiten Schlitz bilden. Lalis variieren in Länge und Umfang, die kürzeste, die ich sah, mass ungefähr 1,20 ^m Meter. Eine kürzlich von Laura Thompson auf Lau gemessene war fast 5 ^m Meter lang, eine nicht ungewöhnliche Grösse. In früheren Zeiten, so berichtet sie, wurde solch ein lali vier Tage, bevor ein Beutezug unternommen wurde, von zwei Männern, die einander gegenüber standen, durch Schlagen mit zwei kurzen dicken Holzstücken zum Tönen gebracht. Gemeinsam schlugen sie den komplizierten Kriegsrythmus. Er lautet: „nduki tu a lali ni mbakola.“ Der Klang konnte nach Mitteilung des Botanikerpioniers Seemanns „Im Umkreis von Meilen gehört werden.“ Wenn ich dem Sonntagsgottesdienst in der grossen Eingeborenenkirche von Suva beiwohnte, deutlich abgegrenzt in der ~~Abteilung~~ reservierten Abteilung für die Handvoll weisser Sünder wie mich, beeindruckte mich jedesmal der Effekt und Ton der lali, wenn er geschlagen wurde, um die Gemeinde zur Ordnung zu mahnen. Dienstbereite Kirchendiener oder tui rara wanderten umher, um nachzusehen, ob die lebhaften Kinder beide Knie auf dem Boden hatten/ und wenigstens äusserlich aufmerksam der beredten, in Fidschianisch gehaltenen Predigt des weissen Pfarrers lauschten.

Eines Morgens brachen wir, beladen mit Pflanzenpressen und ein oder zwei Kissenbezügen, schon früh auf, um auf dem Loma ~~Loma~~ Langa Weg beim Nandarivatu-erholungsheim nach Pflanzen zu suchen. Auf diesem Wege kamen wir kaum einige hundert Meter weit, weil wir fast jede blühende Pflanze, jeden Farn des Sammelns wert hielten. Die meiste Zeit verbrachten wir sitzend oder knieend an der Seite des Weges, damit beschäftigt die Pflanzenpressen zu füllen. Am frühen Nachmittag kehrten wir mit unsern Pressen und prall gefüllten Beuteln zum Hause zurück.

Unsere Trockner liefen in einem benachbarten Graben auf Hochtouren. Or-

donez half mir beim Pressen der Kollektion, wenn er sich nicht gerade damit beschäftigte, die Laternen unseres Trockenapparates nachzufüllen und darauf zu achten, weil einige der Laternen zur Überhitzung neigten. Um Mitternacht scheuchte ich schliesslich meinen Assistenten ins Bett und arbeitete noch mehrere Stunden, bis ich mit Pressen fertig war. Am nächsten Morgen, als Ordonez das Frühstück bereitete und die Laternen nachfüllte, arbeitete ich mich mühsam durch die Pakete durch, zog die trockenen Pflanzen in ihrem Umschlag aus Zeitungspapier heraus und ersetzte sie durch feuchte Exemplare. Herr Stanley ging zu seinem Golfspiel, wir mit frischen Pressen und leeren Behältern wieder zu dem gestrigen Weg zurück. Wir begannen mit unserer Arbeit an der Stelle, wo wir gestern aufgehört hatten. In stetem Wechsel, mit einer Routine, die wir uns im Freien angeeignet hatten, sammelten wir Pflanzen, knieten nieder, pressten sie, gingen dann den Pfad weiter, sammelten, knieten abermals und so fort, bis wir mit Pflanzen überladen waren. Dieser Vorgang wiederholte sich nun Tag für Tag. Zuerst pflegte ich am Tisch zu sitzen, meine Pflanzen vor mir. Aber nach einigen Tagen wurde ich in den frühen Morgenstunden so entsetzlich schläfrig, dass ich mich selbst beim Einschlafen ertappte. Nun setzte ich meine Arbeit am Tisch stehend fort, aber am vierten oder fünften Tage gaben bei dieser Methode plötzlich meine Knie nach und ich konnte mich gerade noch zur rechten Zeit vor dem Rückwärtshinfallen bewahren; ich war im Stehen eingeschlafen.

Viel von unseren Lebensmittelvorräten, meist Konserven, kauften wir in dem kleinen Laden von Herrn Raggs. Die Milch brachte uns ein Inder, der ein paar Kühe in der Nachbarschaft besass ins Haus. Stanley pflegte den Milchmann selbst zu erwarten. Als ich eines Morgens mich für einen Moment von meiner Arbeit entfernte, traf ich in der Küche den Milchmann, einen grauhaarigen Inder, kaum mehr als Haut und Knochen mit Lumpen bedeckt. In der einen Hand hielt er einen schmätzigen emaillierten Eimer ohne Deckel, in der andern eine abgesprungene, rostige Emailletasse. Mit dieser füllte er unsern Porzellankrug. Bei jedem Eintauchen verschwand sein schmutziger Daumen bis zum untersten Glied in der Milch. Ich

Ich sagte Herrn Stanley, dass ich meinen Appetit auf Frühstück verloren hätte. Er erwiderte, die Milch sei Keimfrei, da er sie vor Gebrauch immer aufkoche. Dann erzählte er mir, er hätte vor Jahren seine Milch von einem zerlumpten Milchhändler gekauft, der augenscheinlich Löcher in der Hosentasche gehabt hätte. Jedesmal, wenn er Geld wechseln musste, fuhr er mit der Hand in die Milch auf den Boden des Eimers, um die nötigen Münzen herauszufischen.

Ein sehr interessant aussehendes, schwarzes Felsenmassiv, ungefähr im Aussehen wie eine Tischplatte, ragte kahl über die Gras - und Moospfade seitlich der tiefer liegenden Landstrasse, die vom Gemischtwarenladen Herrn Raggs in Richtung Kauvandra - Gebirge führte. Dieser Felsen oder vatu hatte zwei Einbuchtungen, die etwa den Innenseiten zweier Eingeborenenschüsseln oder nā^ai glichen. Diese steinernen Schüsseln oder na nā^ai_N vat^a, gaben der Gegend nicht nur den Namen, sondern sind auch in der Volkssage berühmt. Wenn sich die fidschianische Seele auf die Wanderung nach dem geheiligten Kauvandra begibt, kommt sie durch Nandarivat^u. Hier wohnt ein geringerer Gott, der die Vegetation auf solch verwirrende Art verwickelt, dass die beunruhigte Seele den rechten Weg nicht finden kann und zu dem Felsen wandert. Dort enthält die eine Schüssel wohlschmeckende Bananen, die andere Unrat. Sind die Ohren der Seele richtig durchbohrt, wird es ihr gestattet, sich an den Bananen zu erfrischen und kann dann ihre Reise in Frieden fortsetzen. Sind beide Ohren nicht durchbohrt, so wird die schuldige Seele gezwungen den Unrat zu essen, schwer mit Keulen geschlagen und schliesslich davon gejagt.

Auf dem Wege zu Raggs Laden bemerkte ich zwei Männer auf der Landstrasse, die auf mich zukamen. Der eine ein barfüssiger Fidschier, mit Hemd und sulu bekleidet; der sulu ist die echte Nationaltracht der Tonganer, die von den Fidschiern angenommen wurde, als sie dem freieren und kürzeren Lendenschurz entsagten. Sein Gefährte war zu meinem Erstaunen ein weisser Mann mit rosiger Hautfarbe, ähnlich angezogen, ausser einem Paar dunkler Augengläser und einem langgriffigen Spazierstock, der ihn als

Mann von Rang auswies. Im Vorbeigehen grüssten sie mich auf Fidschianisch. Der weisse Mann, so erklärte mir Stanley, sei nicht ein Mischling, sondern ein reinblütiger Fidschier, ein Albino; dazu Unterhüptling und einer der ~~der~~ gemeinschaftlichen Eigentümer der Nandarivatugegend. Nach A.B. Brewster, ein Beamter, der den höchsten Berg auf Viti Levu nach der Queen Viktoria umbenannte und einst in Nandarivatu stationiert war, gehörte der ganze Bezirk dem Ndala-Stamm. Es ist Tradition, dass der Stamm sein Gebiet halten wird, solange sich ein Albino unter seinen Mitgliedern befindet; eine Besonderheit des Stammes, die seit undenklichen Zeiten immer wieder kehrt. Die Ansprüche auf dieses Land bestärkt in den Augen der Eingeborenen der Name des „^{Nar} Un~~er~~gründlichen Sees der Albinos“, Tombu ni Rea, der nahe dem Mittelpunkt ihres Gebietes liegt. Albinismus ist auf den Inseln nicht selten. 1809 sah Samuel Patterson in einer Gruppe Fidschier, „einen von ihnen der weiss war“. Lawry traf am ~~22~~ 9. September 1850 „heute einen Albino, von schwarzen fidschianischen Eltern geboren; keiner in der Familie war weiss, ausser dem jungen Mann Racivo. Seine Haut hing lose um ihn herum, und schien mehr die Farbe eines toten Mannes zu haben, an den am meisten der Sonne ausgesetzten Stellen war sie dicht mit Sommersprossen bedeckt. Sein weisses Kopf - und Barthaar war weiss und gekräuselt; seine Augenbrauen weiss, seine Augen hellblau. Sein angenehmes Aussehen ähnelte des Albinorasse sehr, die ich in anderen Ländern gesehen hatte. Trotz Fleiss und Arbeits~~st~~freude stiess seine Erscheinung auf den ersten Blick ab, den ganzen Körper bedeckten, undeutlich sichtbar, weisse wollige Haare..... Die Eingeborenen mögen ihn, ^{er} besitzt keine Frau und muss daher für seinen Unterhalt hart arbeiten.“

Thompson bemerkte 1934: „Einige reine Lauaner besitzen naturblondes Haar, das leicht mit Sonnen - oder gar mit von Aussatzgebleichten Haaren verwechselt werden kann. In bestimmten Familien sind Haar, häufig auch die Haut und Augen mancher Individuen honig-